

# VOLKS-TRIBÜNE.

Social-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh. — Abonnements-Preis für Berlin monatlich 50 Pfg. pränumerando (frei ins Haus). — Einzelne Nummer 15 Pfg. Durch jede Post-Anstalt des Deutschen Reiches zu beziehen. (Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pfg.; eingetragen unter Nr. 867 der Zeitungspreisliste für das Jahr 1889.)

Redaktion und Expedition:  
S. O. (26). Oranien-Strasse 23.

Inserate werden die 4-spaltige Petit-Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. — Vereins-Anzeigen: 15 Pfg. Arbeitsmarkt: 10 Pfg. — Inseraten-Annahme in der Expedition: Oranien-Strasse 23.

Ausgabe für Expeditoren:  
„Mercur“ Zimmer-Strasse 54.

Nr. 12.

Sonnabend, den 23. März 1889.

III. Jahrgang.

**Sparen! — Das Ende einer Welt von Drumont. II. — Aus der Schweiz. — Der Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten. — Gewerbeschiedsgerichte. — Schnitzel.**

**Freiheit. Novelle von Paul Ernst. — Die soziale Umwälzung im Spiegel der Dichtung. 2. Zeitgeist und Dichter. — Der untergehende Kleinbetrieb. — Demokratisierung des Eisenbahnwesens. — Aus dem Reichstage.**

**Politische Nachrichten. — Gewerkschaftliches. — Vereine und Versammlungen.**

## Die Postabonnenten unseres Blattes

erinnern wir daran, ohne Säumen und vor Monatschluss ihr

### Abonnement zu erneuern,

(Post-Zeitungskatalog für 1889 Nr. 867)

das sonst von der Post als erloschen betrachtet wird. Erst nach dem Monatschluss eingegangene Bestellungen sind mit unnützen Kosten und Arbeits- und Zeitvergeudungen verbunden — ganz abgesehen davon, daß eine Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern oft gar nicht mehr erfolgen kann.

Die Kreuzbandabonnenten bitten wir, wo es irgend angeht, in Zukunft bei der Post zu bestellen. Die Bestellungen müssen einige Tage vor Monatschluss bewirkt werden und können bei allen Postanstalten des Reiches erfolgen (unter Nr. 867 der Zeitungspreisliste für 1889), die Zeitung muß dann bei der Anstalt abgeholt werden. Gegen 15 Pfg. Aufgeld pro Quartal liefert aber der Briefträger auch frei in's Haus.

Wo Kreuzband aus besonderen Gründen weiter gewünscht wird, erbitten wir umgehende Nachricht; sonst nehmen wir an, daß direkte Bestellung bei der Post erfolgt ist.

## An unsere Leser!

Der Eintritt der wärmeren Jahreszeit bedeutet für einen großen Theil des Arbeiterstandes auch den Eintritt besserer Lebensverhältnisse und damit die Möglichkeit, für die Zwecke der geistigen Aufklärung und Fortbildung mehr auszugeben wie in der ungünstigen Winterzeit mit ihrem vermehrten Bedarf und ihrem verringerten Einkommen.

Für die Arbeiter erwächst daraus die Pflicht, den gegenwärtigen Moment recht energisch für die Verbreitung ihrer gesammten Presse und Literatur auszunutzen und gerade die „Berliner Volks-Tribüne“ darf hier wohl auf thätigste Unterstützung rechnen.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ ist ihrer ganzen Anlage nach kein eigentliches Massenblatt: sie wendet sich mehr an die schon fortgeschrittenen Genossen und an diejenigen Arbeiter, die weniger Werth auf Nachrichten und allerlei kleine Ereignisse legen wie auf ernstes Nachdenken über alle auftauchenden sozialpolitischen Fragen.

Wir haben damit den Kreis unserer Abonnenten selber enger gezogen als es sonst der Fall wäre und uns dadurch manches Opfer auferlegt. Um so fester bauen wir aber darauf,

daß unsere Leser — und zwar alle ohne Ausnahme — ihr Möglichstes thun werden, um neue Abonnenten für die „Berliner Volks-Tribüne“ zu werben.

Die nächsten Monate werden wesentlich eine Vorbereitungszeit für die nächsten Reichstagswahlen bilden, deren ungeheure Wichtigkeit jedem Parteiangehörigen klar sein muß, nachdem die Legislaturperioden im Reiche auf fünf Jahre verlängert wurden. Da gilt es mit verdoppeltem Eifer zu arbeiten, und der „Berliner Volks-Tribüne“ wird niemand das Zeugniß versagen wollen, daß sie immer auf dem Platze war, wo es galt, das deutsche Proletariat aufzuklären und zu unermüdlicher Thätigkeit anzufeuern.

Im nächsten Quartal gedenken wir auch regelmäßig eine selbständig geschriebene orientirende politische Wochenübersicht zu bringen, um auch hier allen Wünschen unserer Leser gerecht zu werden.

Ferner haben wir eine Reihe neuer Mitarbeiter gewonnen, so daß wir in der Lage sein werden, den Inhalt des Blattes immer mannichfaltiger zu gestalten.

Um unseren Genossen die Gewinnung neuer Abonnenten zu erleichtern, werden wir von der nächsten Nummer eine stärkere Auflage drucken und Exemplare gratis zur Agitation versenden. Alle Freunde unseres Blattes, die eine bestimmte Anzahl solcher Gratis-Exemplare wünschen, bitten wir um umgehende Benachrichtigung durch Postkarte.

Der Verlag der „Berliner Volks-Tribüne.“  
Berlin S. O., Oranienstr. 23.

## Erklärung.

Mit der Bitte um Veröffentlichung geht uns folgendes Schreiben zu:

Geehrter Herr!

Um weiteren Anfragen vorzubeugen erkläre ich hiermit, daß ich aus lediglich persönlichen Gründen eine Kandidatur für die nächste Reichstagswahl nicht annehmen kann.

Ich werde aber nicht verfehlen, wo meine Freunde glauben, mich gebrauchen zu können, mich nach Kräften in der Agitation nützlich für die sozialdemokratische Sache zu machen.

Gustav Kehler,  
Regierungsbaumeister.

Wir bedauern, daß dadurch die Arbeiterpartei für den Reichstag auf eine ihrer leistungsfähigsten Kräfte verzichten muß.

## Sparen!

Wenn die Arbeiter auf ihre Noth und ihren Mangel hinweisen und wenn sie gar, daran anknüpfend, Forderungen zur Erhöhung ihres Lohnes stellen, dann wird ihnen von den Wortführern und Zeitungen des Besitzes fast immer nicht nur keine Zustimmung zu Theil, sondern gewöhnlich sogar noch der Vorwurf: Ja, warum habt ihr nicht gespart, warum habt ihr in besseren Zeiten nicht einen Rothgroßchen zurüdgelegt; jetzt trifft euch nur euer verdientes Schicksal und es geschieht euch ganz recht, daß euch jetzt Niemand aus der Klemme helfen will! Sparet in der Zeit, so habt ihr in der Noth!

So tief jeder Arbeiter auch die Heuchelei dieses Vorwurfes sofort im Innern fühlt, so verlohnt es sich doch, diese Heuchelei auch zu recht klarer Erkenntniß zu bringen, sie in ihren Ursachen bloßzulegen und auf die Wirkungen hinzuweisen, welche die Befolgung solches guten Rathes für die Arbeiterschaft und das gesammte Wirtschaftsleben haben würde.

Sparen! Sparen! — rufen uns die meist recht wohlgenährten und stotternden Besserstuirten zu. Aber wenn es sich hier wirklich um einen schönen und nützlichen Grundsatz handelte, dann müßte er doch für alle Menschen gleichmäßig durchgeführt werden und dann kämen offenbar zu allererst diejenigen Leute an die Reihe, die immer nur Anderen Pflichten predigen. Gerade diese selben Leute würden aber nicht schlecht räsonnieren, wenn man öffentlich den Grundsatz aufstellen und durchführen wollte: zunächst müsse da gespart werden, wo am meisten zu sparen ist, d. h. zuerst müsse einmal der Konsum bei den Reichen beschränkt werden, hernach erst ließe sich weiter über die Sache reden. Entweder man erkennt den Grundsatz: jeder Mensch soll in seinen Ausgaben eine gewisse Grenze einhalten, allgemein an, dann würde er sich zunächst hauptsächlich an die Reichen wenden und diesen Opfer auferlegen. Versagt man ihm aber diese allgemeine Gültigkeit

und Anerkennung, nun, dann werden ihn die Arbeiter auch ablehnen können, es sei denn, man wolle ganz unumwunden eingestehen: die Besitzlosen hätten nicht das Anrecht auf gleichen Genuß, sondern seien nun einmal dazu da, zu entbehren und sich ausnutzen zu lassen.

Von einer Pflicht der Arbeiter, sich einzuschränken, kann also nicht die Rede sein.

Aber wäre es für die Arbeiterklasse nicht doch vielleicht nützlich, wenn sie sich manchen Aufwand versagen und manchen Groschen und Thaler sparen wollte?

Aber kann denn dieses Sparen überhaupt noch in einem irgend beträchtlichen Maße erfolgen, wo das ganze Leben des heutigen Proletariats weiter nichts ist als ein ewiges Abknappen selbst an den nöthigsten und dringlichsten Ausgaben? Spart die Arbeiterfamilie nicht beständig an den in den Großstädten so theuren Licht und Luft, indem sie im Keller und unter dem Dach nur ein paar enge und dürftige Kästchen bewohnt? Spart sie nicht ununterbrochen an Speise und Trank, indem sie auf das theure Fleisch verzichtet, an Stelle der schmackhaften Milchbutter ranziges Fett und billige Margarine genießt, an Stelle des Brotes die Kartoffel, an Stelle des unerquicklichen Bieres oder Weines den — Fusel, der allerdings Geld und Körper vergiftet, aber billig, billig ist.

Wo soll denn der Arbeiter überhaupt noch sparen?

An Wohnung und Kleidung, Essen und Trinken? Aber haust er denn nicht heute schon in so schauerlichen Höhlen, daß selbst Angehörige der kapitalistischen Parteien an die Gesetzgebung appelliren: sie müsse hier Wandelung und Besserung schaffen, sie müsse es erzwingen, daß auf jeden Kopf der Bewohner ein gewisser Luftraum mindestens entfalle, daß gewisse Räumlichkeiten nicht mehr als Wohnungen ausgebaut werden dürfen. Spricht man nicht heute schon überall von einer „Wohnungsfrage“, von der Kalamität, daß sich die Arbeiter wegen der hohen Mieten bereits mehr einschränken müssen, als ihrer Gesundheit zuträglich ist? Und was die Ernährung unseres Proletariats anbelangt, sind wir nicht schon so weit gekommen, daß hohe Militärs an der künftigen Wehrfähigkeit unserer Ankerlich so glänzenden Industriestaaten zu zweifeln beginnen, weil von Jahr zu Jahr unsere Bevölkerung in ihrer Körpergröße und Kraft zurüdgeht? In welchem Abgrund würden wir erst gerathen, wenn wir uns noch kümmerlicher nähren wollten? Jedes weitere „Sparen“ wäre hier geradezu ein Frevel an unserem Volke und an unserer Zukunft.

Oder soll der Arbeiterstand weniger für geistige Fortbildung und höhere Entwicklung ausgeben? Nun, manchem seiner Gegner wäre das wohl hochwillkommen, denn je weniger aufgeklärt der Arbeiter ist, desto leichter läßt sich mit ihm umspringen, wenn man ihn gründlich ausnutzen und auspressen will. Aber jeder wirkliche Freund der abhängigen Klasse wird sagen, daß sie noch lange nicht genug aufwendet für gute Lektüre, für tüchtige Zeitungen und Bücher, für Vereine, in denen Aufklärung und Klarheit geschaffen wird. Jeder Pfennig, der hier angelegt wird, trägt reiche Früchte für spätere Zeiten — auch materielle Früchte, denn keine Besserstellung und schließlich Befreiung der Arbeit ist möglich, wenn nicht vorher die Massen aus ihrem geistigen Schlafe aufgerüttelt sind.

Und wenn die Arbeiter irgendwo noch sparen könnten, dann sollten sie es nicht thun, denn sie würden sich dadurch ins eigene Fleisch schneiden.

Man beurtheilt diese nothwendige Folge vielfach noch falsch, weil man nur den Einzelnen ins Auge faßt, der mit seinen Ersparnissen allerdings im Vortheil erscheint, und weil man dabei niemals erwägt, was geschehen müßte, wenn alle gleichmäßig entbehren und zurüdgehen würden.

Der Einzelne, der eine kleine Summe sein eigen nennt, der sich vielleicht von seinem Wochenlohn immer 5 Mark abknappet hat, erscheint ja zunächst als ein Glücklicher gegenüber dem, der in der schlechten Zeit ganz hilflos ist. Aber wenn nun alle Arbeiter so verfahren, wenn nun jeder Arbeiter lernte, statt mit 25 mit 20 Mark in der Woche auszukommen — was wäre denn weiter die

Folge davon, als daß in der Periode der Arbeitsnotdung sich jedem Unternehmer Hunderte von Arbeitern für 20 (statt für 25) Mark anbieten würden, weil sie jetzt 20 Mark für den „nothwendigen Lebensbedarf“ halten. Ein allgemeines Sparen heißt sehr bald weiter nichts als eine allgemeine Lohnherabsetzung, und die mag im Interesse des Unternehmertums liegen, sicherlich aber nicht im Interesse der Arbeiter. Bei einer allgemeinen Sparbewegung würde die Arbeit nicht für sich, sondern für das Kapital sparen!

Also: selbst wenn sie sparen könnte, sollte sie es nicht thun. Sie soll allerdings oft ihren Lohn besser verwenden, nicht für öde Zeitvergeudung beim Kartenspiel, sondern lieber für tüchtige Arbeiterblätter und Arbeitervereine, aber sie soll ihre Lebenshaltung nicht selber wieder herunterdrücken auf das Niveau des „bescheidenen“ Böhmens, Polen oder Italiens — der darum auch nicht mehr spart, sondern nur weniger Lohn bekommt.

Mehr haushalten soll der Arbeiter nur mit einem: nämlich mit seiner Arbeitskraft. Hiervon giebt er zweifellos viel zu viel aus, und davon hat er allerdings den Schaden: an seiner Gesundheit, an seinem vorzeitig erlöschenden Leben. Hier muß vor allem Wandlung geschaffen werden — aber dagegen wehrt sich freilich das Kapital mit Händen und mit Füßen, denn diese Art von Sparjamkeit nützt allerdings dem Kapital nichts, sondern lediglich der Arbeit.

Aber gerade darin tritt wieder einmal die ganze Heuchelei unserer Sparapostel in der denkbar grellsten Weise zu Tage. An Speise und Trank soll gespart werden, obwohl sie der Arbeiter zum Leben braucht. Aber mit menschlichem Fleisch und Blut darf nicht gefastet werden — weil der Besitz dieses Fleisch und Blut für seinen Mehrwerth und seinen Lebensgenuß braucht.

Der Besitz versteht sich eben auf seine Interessen und er ist wohlberathen. Mögen sich auch die Arbeiter über ihre Interessen klar werden und ihre Forderungen aufstellen, welche lauten müssen:

nicht mehr Entbehrung, sondern mehr Lohn — nicht mehr die alte Vergeudung von Arbeitskraft, sondern kürzere Arbeitszeit!

## „Das Ende einer Welt“ von Drumont.

### II.

Leben und Tod sind nicht nur für den menschlichen Organismus, sie sind auch für den sozialen Körper auf das innigste verknüpft, allein der letztere wehrt sich lange gegen das Ende und ist nicht so leicht zu begraben wie ersterer. Eine Gesellschaft kann lange ihre tödtlichen Verletzungen, ihren Todeskampf verbergen, sie kann glauben machen, daß sie noch lebt, wenn sie schon todt ist und ihr nur übrig bleibt, sich begraben zu lassen.

Die Gegenwart bietet uns das Bild einer Gesellschaft, die durch und durch zerfressen, unrettbar dem Tode verfallen ist, und die sich mit dem Aufgebote der letzten Kräfte gegen das Ende und gegen die überall aus der Bewerfung emporknospenden Keime eines neuen sozialen Lebens sträubt.

Will man die Bedingungen kennen lernen, unter denen allein ein Vaterland leben kann, so muß man aufmerksam beobachten, wie und woran eine Welt zu Grunde geht. Im Interesse der Zukunft ist es also unbedingt geboten, den Zerfallungsprozeß der gegenwärtig bestehenden Gesellschaft einem genauen Studium zu unterziehen, seine Symptome festzustellen, seine weit zurückliegenden Ursachen aufzudecken, seine Konsequenzen zu ziehen.

Drumont tritt an diese Aufgabe an der Hand der französischen Verhältnisse heran. Wenn er trotzdem das Buch nicht „Das Ende einer Nation“, sondern „Das Ende einer Welt“ betitelt, so geschieht es wegen der Thatsache, daß die Gesellschaft der übrigen Länder mehr oder weniger ebenso krank ist, wie diejenige Frankreichs.

Der Zusammenprall der absterbenden und der neu keimenden Welt legt für Alle das Studium der sozialen Fragen nahe, allein die höheren Schichten zeigen diesen Fragen gegenüber nur die größte Unwissenheit und das zäheste Vorurtheil, letzteres daraus entspringend, daß sich die sozialen Fragen stets in letzter Linie, um eine Veränderung der bestehenden Eigentumsverhältnisse drehen müssen. Die Herrschenden und Besitzenden haben sich aber eine eigenthümliche, ganz außerordentliche Idee über das Eigentum, d. h. das, was sie selbst besitzen, zurechtgemacht, eine Idee, die erst der letzten geschichtlichen Periode eigenthümlich ist, und die sich weit von der Auffassung des Eigentums in der Vergangenheit unterscheidet.

Das Eigentum in seiner heutigen Form, gilt den höheren Klassen für die allerheiligste und allersicherste der gesammten Einrichtungen, der Eigentumsbegriff ist für sie zu einem Verehrten und nicht anzuzweifelnden Dogma geworden, während doch die Form des Eigentums nichts als eine gesellschaftliche Organisationsweise ist, dem ersten aller Lebensgesetze einer Gesellschaft dienend: eine gerechte Existenz für Alle, jedem Individuum das Recht zu sichern, von seiner Arbeit zu leben.

Die herrschenden Eigentumsverhältnisse stehen im geraden Widerspruche zu diesem Ziele. Die Leute, welche überall Zeugen der entsetzlichen Unordnung sind, und welche folglich sich bemühen, die Gesellschaft auf neuen, vernünftigeren und gerechteren Grundlagen zu reorganisiren, sind der öffentlichen Ruhe durchaus keine Feinde, die sie mehr wie langbärtige, mit Knäppeln bewaffnete Vagabunden in Entfernung halten und von den Hundstößen anbellt läßt. Im Gegentheil, das von den überzeugten Sozialisten

verfolgte Ziel ist sehr edel, und ihr Werk ist höchst nöthig.

Es ist geradezu unbegreiflich, daß die höheren Klassen vor hellem Entsetzen schreien, sobald man das Eigentumsprinzip in Frage zieht, denn die gegenwärtigen Eigentumsverhältnisse sind die Folge einer tiefgehenden Umwälzung des früheren Zustandes. Der Adel ist bereits das Opfer einer „Expropriation“, einer Enteignung auch ohne Entschädigung, gewesen, die Bourgeoisie hat bereits eine solche vollzogen, die französische Bourgeoisie ist Urheberin der größten und gewaltthätigsten Enteignung, welche die Welt je gesehen. Die konservativsten Bourgeois, welche beim bloßen Wort „Nationalisirung des Grund und Bodens“ entsetzt aufspringen, vergessen, daß eine solche Nationalisirung vor kaum hundert Jahren stattgefunden hat. Nur weit davon entfernt, allen Gliedern der Nation zu Gute zu kommen, hat lediglich die Bourgeoisie aus ihr Nutzen gezogen. Dieselbe hat also gar keinen Grund zu protestiren, wenn von einer abermaligen Expropriation von Seiten der Sozialisten die Rede ist.

Die Bourgeoisie versuchte natürlich zu verheimlichen, daß das Volk keinen, sie selber allen Vortheil aus der großen Revolution gezogen. Aus diesem Grunde hat sie sich auch einerseits stets geschützt, etwas über die ungeheure Verschiebung der französischen Nationalgüter während und in Folge der Revolution zu veröffentlichen, andererseits sich bemüht, gewisse leere Redensarten über den Nutzen dieser Umwälzung für das Volk im Umlauf zu erhalten, wie das berühmte Schlagwort, daß die Revolution dem Bauer das Land zurückgegeben habe. Nichts ist falscher als diese Auffassung. Die Kleinbauern besitzen gegenwärtig nicht einmal den achten Theil der angebauten Bodenfläche Frankreichs. Die Revolution hat weder den Kleinbesitz geschaffen, noch den Großbesitz zerstört, sie hat lediglich aus den Reihen einer anderen Gesellschaftsklasse die Leute hervorgeholt, welche die alten Herrngüter erwarben oder mit Hilfe des Geldes neue bildeten. Dem Großgrundbesitz gehört heutzutage nicht nur eine weit größere Bodenfläche als vor hundert Jahren, sondern sein Recht über Grund und Boden ist auch weit bestimmter und absoluter geworden.

Die Konfiskation und der Verkauf der Nationalgüter war eine ungeheure Agiotagespekulation seitens der an der Macht befindlichen Männer. „Vor hundert Jahren sprach der Großvater unserer hochkonservativen Bourgeois wie heute die Redner der anarchistischen „Panthère de Batignolles“ (Name einer anarchistischen Gruppe) und er handelte, wie er sprach.“

Die Revolution endete mit einer Verschiebung der Besitzverhältnisse zu Gunsten des Bürgerthums. Sobald dasselbe seine Beute unter Dach und Fach gebracht, war die Revolution gemacht. In der Folge zeigte sich nun, welchen enormen Einfluß die Eigentumsverhältnisse auf die sittliche und geistige Haltung der zur Herrschaft und zum Besitz gelangten Klasse ausübten. Die Nachkommen der wildesten Revolutionäre von 1789 sind zu den zahmsten und hartnäckigsten Konservativen geworden. Es ist eine der merkwürdigsten geschichtlichen Thatsachen, daß die Nachkömmlinge der Terroristen von damals heute zu den hervorragendsten Vorkämpfern für Thron und Altar gehören. Welche Ironie! Die Großväter des Carabec, des Martin d'Auran, des Lamarzelle und anderer reaktionärer Deputirten vom reinsten Wasser haben während der Revolution den Grund zu dem Reichthum und dem Ansehen ihrer Familien gelegt. Der Großvater Carabec's war öffentlicher Ankläger und kaufte für eine handvoll Assignaten für 400 886 Franks Ländereien, welche früher dem Adel und der Geistlichkeit gehört hatten. Die Bourgeoisie hörte auf revolutionär zu sein und fing an, gut konservativ zu werden, sobald sie es war, welche besaß und herrschte. Es war ihr höchst gleichgültig, daß diese Verschiebung der sozialen Verhältnisse auf Kosten Anderer geschah, und daß die Masse bei derselben leer ausging. Sie maßte sich die Vortheile der Situation an und legte dem Volke die Verantwortlichkeit für dieselbe auf, bejudelte es mit dem Blut der Schreckensherrschaft und redete ihm ein, daß es selbst und allein Alles gethan habe.

Die Bourgeoisie erwies sich vom Anfange ihrer Herrschaft an als entschieden volksfeindlich. Bailly, Bürgermeister von Paris, erklärte, daß eine Koalition der Arbeiter, um eine gleichmäßige Höhe des Lohnes, eine gleiche Länge der Arbeitszeit zu erzwingen, gegen die wahren Interessen der Arbeiter handle, daß sie außerdem eine Ueberrückung des Gesetzes, eine Vernichtung der öffentlichen Ruhe bedeute, daß sie also die allgemeinen Interessen schädige. Glaubt man bei dieser Erklärung nicht irgend einen biederen Kapitalisten von heute zu hören? Bailly antwortete durch dieselbe und durch die Niedermetzlung des Volkes auf dem Marsfelde auf die Manifestation der Arbeiter wegen Aufhebung der Korporationen (Berufsverbände), und als sich die Arbeiter nicht beruhigten und an die Nationalversammlung petitionirten, erklärte Chapelier auf der Tribüne: „Arbeiterversammlungen sind unkonstitutionell, weil es im Staate keine Berufsverbände mehr giebt, es giebt nur noch individuelle und allgemeine Interessen.“ Auf die erneuten Schritte der Arbeiter antwortete Barnave, daß die Nationalversammlung die Gesuche der Arbeiter in Erwägung ziehen werde und dieselben auffordere, der betreffenden Sitzung beizuwohnen, wenn es ihre Interessen erlaubten. Wir sind seit der Zeit ein gut Stück weiter marschirt, heutzutage ladet man die Arbeiterdeputationen nicht mehr ein, den Parlamentsitzungen beizuwohnen; die Tribünen sind von den Damen der Ganz- und Halbwelt besetzt, die Gesetzgeber haschen nach effekt-

vollen Bewegungen, welche ihre körperlichen Vorzüge zur Geltung bringen. Wenn das Volk die Absicht bekundet, seine Klagen und Forderungen vor die Kammer zu tragen, so findet sich stets die Polizei zur Hand, um den Säbel hauen und die Flinten schießen zu lassen, während die Abgeordneten, welche noch gestern die schiefgetretenen Stiefeln der Proletarier lekten, um ein Mandat zu erhalten, im Bewußtsein ihrer Sicherheit sich über die Masse lustig machen.

Weit entfernt davon, etwas für das Volk zu thun, entzog ihm die Bourgeoisie das heilige, seit Jahrhunderten zugestandene Recht, das Recht, sich zu vereinigen, um gemeinsam seine Interessen zu erörtern, sich zu verständigen, damit die vereinte Kraft der Arbeiter der Kraft des Kapitals gegenüber gestellt werden konnte. Dadurch gab die Bourgeoisie diejenigen, welche nichts hatten, der Gnade derer preis, welche etwas hatten. Ein Befehl des Wohlfahrtsausschusses vom zweiten Tag des Prätrial des zweiten Jahres erklärte, daß Arbeiter und Tagelöhner, welche sich koaliren, um eine Erhöhung des Lohnes zu fordern, vor das Revolutionstribunal gezogen werden. Der Umstand, daß die Bourgeoisie von Anfang an so volks- und arbeiterfeindlich auftrat, daß sie nur die eignen Klasseninteressen befriedigte, diesen die Aristokratie wie das Volk opferte, erklärt zur Genüge, warum sich die Bevölkerung der Dörfer und kleinen Städte der Revolution gegenüber vielfach so feindselig verhielt. Die Masse erkannte, daß es für sie auf eins herauslief, von dem Adel und der Geistlichkeit oder von der Bourgeoisie verpeißt zu werden. Erst später, als die alte Generation zu Grabe getragen war, gelang es der Bourgeoisie, mit Hilfe der gekauften Presse und der Macht des gedruckten Wortes dem Volke einzureden, daß die Revolution sein Werk sei. Sobald die Bourgeoisie einen Ehrgeiz zu befriedigen, einen Haß zu sättigen, sobald sie Stellen und Aemter zu erbeuten hatte, warf sie die Faubourgs in die Straße, ließ sie sich von der Masse die Kastanien der politischen Herrschaft aus dem Feuer holen. So hat das Proletariat mit eignen Händen daran gearbeitet, der Bourgeoisie die politische Macht zu sichern, welcher sich dieselbe schleunigst gegen diejenigen bediente, die sie ihr verliehen hatten. Die Volksmassen nahmen an den bisherigen Revolutionen nur Antheil nach der Seite der zu bringenden Opfer hin, nicht nach der der Vortheile. Die Bourgeoisie verstand es trefflich, ihre Eroberungen unter dem Schein eines phrasenreichen, heuchlerischen Liberalismus zu befestigen. Sowie die Beute erkämpft war, dekretirte sie den absoluten Charakter des neuen Eigentums und ließ durch die Restauration bestätigen, was die Revolution geschaffen.

## Aus der Schweiz.

In Zürich haben ein Russe und ein Pole Versuche mit Sprengstoffen gemacht, wobei eine Explosion den Tod des Ersteren und die schwere Verletzung des Anderen zur Folge hatte. Man erblickt nun in jenem Experimente Vorbereitungen zu einem Attentate auf den russischen Kaiser, und die eidgenössische politische Polizei ist deshalb, weniger wohl aus Angst für den genannten Despoten, als aus Angst vor ihm und seinen Standesgenossen, in fieberhafte Thätigkeit gerathen. Es sollen zahlreiche Verhaftungen und Hausdurchsuchungen stattgefunden haben, wohl auch wieder, wie das der politischen Polizei erlaubt zu sein scheint, ohne bestimmte Anhaltspunkte von Schuld der Betroffenen mit Bezug auf ein geplantes Verbrechen, und auch ohne gerichtliche Anklage und Anordnung, einfach „zur Orientirung“.

Der „Schweizerische Sozialdemokrat“ bemerkt hierzu: So warm wir für die deutschen Sozialisten in Zürich eingetreten sind, und so sehr wir auch heute noch deren Ausweisung als einen Akt unwürdiger Dienstfertigkeit gegen die deutsche Regierung empfinden, so sind wir doch vollkommen einverstanden mit Ausweisungen solcher Fremder, welche auf unserem Boden Gewaltakte vorbereiten. Daß die Schweiz das nicht dulden kann, muß jeder Verständige begreifen.

Allein wir verlangen dabei denn doch, und müssen es im Interesse der Ehre unseres Landes verlangen, daß kein ängstlicher Uebereifer unsere Behörden zu Ungerechtigkeiten verleite. Auf bloße Vermuthungen hin dürfen wir unsere Gäste nicht verurtheilen und fortweisen, wenn wir nicht in den Verdacht kommen wollen, mehr aus Angst und Schwächegefühl als aus Gerechtigkeitsinn zu handeln. Wir erwarten daher das Resultat der angehöbenten Untersuchung und nehmen an, daß auch die Bundesbehörden das thun werden, ohne sich von Deregieren und Drohungen, einheimischen und fremden, beeinflussen zu lassen.

Man kann wahrhaftig dem Gebahren gewisser Schweizerblätter gegenüber sich des Gedankens nicht erwehren, daß denselben nicht nur Haß gegen alle sozialistischen Bestrebungen, sondern auch der Wunsch, sich persönlich — aus welchem Grunde immer — den fremden Regierungen bekannt und beliebt zu machen, inne wohnt. Daß fremder Einfluß bei uns besteht, ist ja wohl nach dem, was man über die Künste monarchischer Diplomatie weiß, unzweifelhaft. Nimmt man noch dazu, daß solche Blätter zuweilen von Ausländern oder noch stark monarchisch angehauchten Neuschweizern, Adbetern fremder Größe, redigirt oder geleitet werden, so mag uns Manches weniger wundern, was unter der Maske schweizerischen Patriotismus unser Land

\*) Der selbig gegangene Minister v. Puttamer hat sich also mit seinem berückichtigten Streikerlaß in sehr revolutionäre Gesellschaft gebracht.

verschreit und verschimpft und ihm mit aller Gewalt Unannehmlichkeiten zuziehen zu wollen scheint.

Wahrhaft patriotisch ist in solchen Fällen nur eine nüchterne, gemessene, sichere und gerechte Haltung für Behörden und Private.

## Zum Präsidentenwechsel in den Vereinigten Staaten

Schreibt ein dortiges Arbeiterblatt:

Heute ist Inaugurationstag.

Was und wer wird inaugurirt?

Nun, das Wort „Inauguration“ bedeutet Einweihung und eingeweiht kann doch nur etwas Neues, noch nicht Dagewesenes werden. In diesem Sinne kann dieses Wort schwerlich unsinniger angewendet werden, als auf die Komödie, die heute in Washington aufgeführt wird.

Was wird denn dort „inaugurirt“? Ein neuer Präsident, d. h. ein neuer Name, ein neuer Popanz, welchem ein Trupp von Kemterjägern und Spekulanten mit dem Geldbeutel in der Hand den Weg zum Weißen Hause geebnet hat.

Das ist aber auch Alles, was neu sein wird in dem heute beginnenden Aufzug der Tragikomödie unseres Volkslebens. Eine Personenveränderung — weiter Nichts. Alles, was seit vier Jahren in demokratischen Farben schillerte, wird wieder republikanisch angefrischen. An den Krippen, an denen sich demokratische Mägen gemäht, werden republikanische Plag nehmen und das Füllungs geschäft mit dem verdoppelten Eifer von Heißhungerigen fortsetzen.

Das System bleibt dasselbe und es heißt: Dem kapitalistischen Ringe die Macht, dem Volke — Sand in die Augen.

Schon der Charakter der Festlichkeiten, die heute in der Bundeshauptstadt stattfinden, wie auch derjenige der Teilnehmer an denselben, bietet eine klassische und typische Erläuterung zu dem, was die Inaugurationskomödie zu bedeuten hat. Aus allen Staaten und Städten der Union strömen sie, in Tausenden nach Washington — das ganze ekelhafte Ungeziefer, das bei uns die „Majestät des freien Volkswillens“ repräsentirt. Zehntausend und spudend und tausend ziehen sie hin und werden sich in der Inaugurationsparade und auf dem Inaugurationsball recht breit machen.

Und mit Recht! Denn es ist ja ihr Präsident, dessen „Thronbesteigung“ sie feiern, ihr Geschöpf, ihr Werk, ihr ureigenes Kind. Sie haben für ihn die schmutzige Arbeit gethan, sie haben die Stimmen der Einen durch Erpressung, die der Anderen für bares Geld ergaunert und erkaufte. Sie waren seine Schöpfer, die „Arbeiter“ der Wahlkampagne — sie beanspruchen jetzt ihren Lohn.

Neben diesen „Ehrenten“ sind es die Militäregimenter, unsere Soldaten aus der komischen Oper, welche heute eine der Hauptrollen in Washington spielen werden. Lauter Söhne von Reichen, für die es ein Sport ist, auf unbewaffnete Streikende zu schießen.

Dann kommen die Politiker und die Finanz- und Industrie-Paisische größten Kalibers, welche mit berechtigtem Stolz sagen können, daß der neue Präsident ihr Mann ist in des Wortes buchstäblichster Bedeutung, denn sie haben für ihn bezahlt und sie wissen, wie viel sie bezahlt haben. Schwungelnd werden sie der heutigen nationalen Affenkomödie zusehen und im Geiste die Profite überzählen, welche ihnen aus ihrem politischen Anlagekapital erwachsen werden.

Und das Volk? Das Volk wird auf den Straßen der Bundeshauptstadt stehen und die bunten Uniformen und Fahnen angaffen und jauchzen und Hurrah schreien. Und in den Fabriken und Bergwerken und Werkstätten werden Tausende von Proletariern stöhnend unter den Hieben der Hungerpeitsche vergeblich darüber grübeln, wohin die Herrlichkeiten und Freuden, die ihnen von den „Beschützern der nationalen Arbeit“ verheißen wurden, gerathen sind. Sie werden grübeln und grübeln bis zum nächsten Wahltag und — dann werden sie hingehen und sich genau ebenso über den Löffel barbiren lassen, wie bisher.

## Zur Frage der Gewerbeschiedsgerichte.

Man kann jetzt nicht anders, als annehmen, daß an maßgebender Stelle im deutschen Reiche die vollständigste Unklarheit über die Wege und Ziele einer wirksamen Sozialgesetzgebung herrscht.

Vor kaum zwei Monaten — schreibt die „Frankf. Ztg.“ — am 12. Januar d. J., als der freisinnige Antrag Baumbach u. Gen. auf Annahme einer Resolution zur Berathung stand, welche die verbündeten Regierungen ersuchte, — „dem Reichstag baldmöglichst den Entwurf eines Gesetzes betr. die Einführung von Gewerbeschiedsgerichten vorzulegen mit der Maßgabe, daß die Befugnisse derselben zu gleichen Theilen von den Arbeitgebern und von den Arbeitern in getrennten Wahlkörpern und in unmittelbarer gleicher und geheimer Abstimmung gewählt werden“ — in dieser Reichstags-Sitzung erklärte der Geh. Rath Lohmann als Bevollmächtigter des Bundesrathes wörtlich, die Regierungen hielten die Angelegenheit durchaus nicht für dringlich; „man muß erst abwarten, zu welchen Organisationen wir auf Grund der bereits erlassenen Gesetze und vorliegenden (Versicherungs-) Gesetzentwürfe gelangen, und sich die Sache weiter ansehen; vor allem sei die Regierung aber gegen obligatorische Schiedsgerichte. Staatsminister von Voettcher sprach ergänzend von einer

Vertagung der Sache auf ein bis zwei Jahre“ und deutete ziemlich klar an, daß der Regierung die von den Versicherungsvergesetzten geschaffenen Schiedsgerichte, in welche Arbeitervertreter nur auf einem sehr umständlichen Wege und mit geringen Befugnissen gelangen, lieber seien, als die in einer Anzahl deutscher Gemeinden bestehenden Institute mit freiestem Wahlrecht für die Arbeiter.

Da diese Erklärung durchaus mit der sonstigen, bevormundenden Tendenz der gouvernementalen Sozialreform stimmte, begriff man sie wenigstens, wenn sie auch nicht die Billigung des Reichstages fand, welcher den freisinnigen Antrag mit großer Mehrheit annahm. Ende Januar verlauteete dann offiziös aus dem Bundesrathe, derselbe habe die Reichstagsresolution einem seiner Ausschüsse „zu weiterem Befinden überwiesen“ — ein regelrechtes Begräbnis, welches nach den Erklärungen der Regierungsvertreter wiederum nicht befremden konnte.

Da kommt nun kürzlich das Organ des Herrn Reichskanzlers, und giebt einem Vorschlag Raum, der nichts weniger bezweckt, als die gewerblichen Schiedsgerichte für alle diejenigen Einzelstaaten, welche Fabrikinspektoren besitzen, obligatorisch zu machen! Fabrikinspektoren fehlen aber zur Zeit nur noch in den beiden Lippe und Mecklenburg-Strelitz. Die Gewerbeschiedsgerichte würden also im ganzen Reiche obligatorisch werden, und als Vorläufer derselben sind, man staune, die Fabrikinspektoren selber gedacht!

Und wenn die „Nordd. Allg. Ztg.“ auch bemerkt, daß sie in eine Prüfung des Vorschlages noch nicht eingetreten wolle, so fügt sie doch empfehlend hinzu, daß er „von einer Seite ausgehe, die in der Praxis mit diesen Dingen zu thun hat“. Also ein vollständiger Umschlag im Zeitraum zweier Monate bei einer so wichtigen Frage!

Geradezu possitisch wird es nun zu beobachten sein, wie die gouvernementalen *di minorum gentium* das im Kanzlerblatte veröffentlichte Projekt mit demselben Ueber-eifer in alle Himmel heben dürften, mit welchem sie vor zwei Monaten den parlamentarischen Antrag, der nicht einmal das Obligatorium, sondern nur eine einheitliche Regelung für das Reich wollte, herunterrißen. Verstieg sich doch damals einer dieser Psephalaien zu dem lapidaren Ausspruch: „Das Bedürfnis nach Gewerbeschiedsgerichten existirt nur in der Phantasie der Antragsteller.“ Nun — die Phantasie hat anstehend gewirkt nach sehr hoher Stelle hin, wenn auch offenbar lediglich die bevorstehenden Lohnkämpfe aus den früheren Saulussen eifrige Paulusse gemacht haben.

Aber wie alle Sozialreformen, die aus Damaskus kommen, hat der Vorschlag in der „Nordd. Allg. Ztg.“ auch seinen tüchtigen Pferdefuß. Er will das freie und allgemeine Arbeiterwahlrecht zum Schiedsgericht aufheben, das auf keinen Fall preisgegeben werden darf, und er will — Gefängnisstrafen bis zu einem Jahre einführen gegen Urheber oder Teilnehmer an „Masseneinstellungen von Arbeit oder Masseneinstellungen von Arbeitern“, sofern die ordnungsmäßige Vermittelung des Einigungsamtes nicht angerufen oder die dabei festgesetzte Kündigungsfrist nicht eingehalten ist.

Man kann nichts Besseres thun, als derartigen reaktionären Bestrebungen, die doch nur gegen die Arbeiter angewendet werden würden, die Worte Professor Schmoller's entgegenzuhalten, welche dieser des Umsturzes gewiß unverdächtige Sozialpolitiker schon 1872 auf der bekannten Eisenacher Konferenz an eine sehr deutlich bezeichnete Adresse richtete: „Wo soll die Grenze sein, wenn wir überhaupt den Grundstaf zulassen, auf Nichterfüllung von Verträgen Kriminalstrafen zu setzen? Es ist ein unserem ganzen Rechtssystem widersprechendes Verlangen, das hier auftritt, ein Ausnahmerecht, gerichtet gegen die schwächste Klasse der Gesellschaft, die man mit einem solchen privilegium odiosum zu belegen doppelt Bedenken tragen muß in einer Zeit der Erbitterung und des gesteigerten Klassenhasses.“ Treffender läßt sich der Pferdefuß des gouvernementalen Vorschlages nicht charakterisiren.

## Schnitzel.

Die Unverschämtheit, mit der gewisse Arbeiter von Aktien-gesellschaften und Privatunternehmern gezwungen werden, täglich 15, 18 oder gar 20 Stunden lang zu arbeiten, ist eine Verhöhnung der Unabhängigkeitserklärung, welche besagt, daß alle Menschen frei und gleich geboren seien, mit gewissen unzerstörlichen Rechten, darunter Leben, Freiheit und dem Streben nach Glück. — Der Mann, der Zweidrittel des Tages arbeiten muß, bekommt die Schönheit des Lebens, der Freiheit oder des Glückes nie zu kosten. Er ist für seine Familie ein Fremder, für seinen Arbeitgeber ein Sklave und als „freier“ amerikanischer Bürger ein bedauernd-werthes Geschöpf. — Daß die Arbeitszeit schließlich reduziert werden muß, ist klar!

(Robin, der kalifornische Arbeitsstatistiker, in seinem neuesten Jahresbericht.)

Süßholz raspeln, wo wir insultirt werden, Bäcklinge machen, wo man nach uns schlägt, freundlich lächeln, wo man uns beschimpft, das vermögen wir nicht, und das sollte kein deutsches Blatt thun, welches auf seine Ehre etwas hält.

(Kreuzzeitung, 14. März.)

Wie es scheint, sind die Rothschilds anderssehen, an sich selbst die sozialpolitische Gemeingefährlichkeit des modernen Großkapitals vor aller Welt bloßzulegen und die europäische Gesellschaft zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie sich von diesem Alp befreien muß.

(Leipziger Zeitung.)

Berdienst und Tugend haben ihren Werth verloren, statt ihrer bedient man sich nach unten der Faust, nach oben des Rückgrates; Schlantheit geht vor Ehrlichkeit, Macht vor Recht, Heuchelei vor Mannes-muth; die Wahrheit ist ein Martyrium und die Lüge ein blühendes Gewerbe, Freisinn ein Makel und Servilismus eine

Hierbe. Die Wissenschaft ist feil für Parteizwecke, für äußere Vortheile, für Lohn, Pfünden, Titel, Orden und andere Gnaden.

Oberlehrer Dr. Dittes in Gotha.

Er hoffte auf Rechtsbruch und siehe da Rechtsbruch, auf Berechtigtheit und siehe da Niederträchtigkeit!

Prophet Jesajah.

Wenn die Menschen alle ihre Angelegenheiten mit zuverlässiger Berechnung regeln könnten, oder wenn ihnen das Glück immer günstig wäre, so würden sie in keinerlei Aberglauben befangen sein.

Es ist wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu schlecht sind, zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, sondern gegen die Armut zu Felde ziehen müsse.

Vörne.

## Politische Nachrichten.

Das parlamentarische Komitee der englischen Trades Unions hat es bekanntlich abgelehnt, an kommenden internationalen Arbeiterkongressen vorläufig überhaupt noch Theil zu nehmen. So erklärlich das nach der Niederlage der Broadhurst und Gen. in London ist, so wenig sind sie doch zu diesem selbstherrlichen Vorgehen berechtigt und in den Kreisen der englischen Gewerkschaften ist darum auch eine nicht geringe Gährung bemerkbar. Am Montag voriger Woche fand in dieser Sache eine zahlreich besuchte Gewerkschaftsversammlung in London statt, in welcher ein „Protestkomitee gegen das Vorgehen des parlamentarischen Ausschusses“ ernannt wurde. Sekretär ist W. Dodd, 6a, Bridport Terrace, Howard Street, Wandsworth, S. W.; Schatzmeister B. Bowman, 234, Compton Buildings, Goswell Road, E. C. Nächsten Montag soll in London zu weiterer Stellungnahme ein öffentliches Meeting stattfinden.

In London erscheint jetzt eine Zeitschrift „Women's Penny Paper“ (ungefähr: Frauen-Großden-Zeitung), die von Frauen geschrieben, gedruckt und herausgegeben wird.

Im Wiener Magistrat wurde kürzlich ein Erlaß des österreichischen Ministeriums des Innern und des Reichskriegsministeriums, gerichtet an alle Militärterritorialkommandos, zur Kenntniß gebracht, nach welchem Mannschaften des Präsenz- oder Urlaubersandes in folgenden Fällen abkommandirt werden können: zur Steuerung der Folgen von Arbeits-einstellungen, beim Eintritte außerordentlicher Fälle, in welchen es sich um Interessen des öffentlichen Dienstes handelt, und bei Eintritt einer großen, durch Elementarereignisse herbeigeführten Bedrängniß. Bei allen diesen Eventualitäten genügt sogar ein telegraphisches Ansuchen an das k. k. Reichskriegsministerium. — Es ist viel, was da dem Proletarier im Waffentode zugemuthet wird. Er soll, wenn seine Genossen, und zwar seine speziellen Fachkollegen, sich bessere Löhne erkämpfen wollen, mithelfen, sie daran zu verhindern! Er soll seine künftigen eigenen Lebensbedingungen als Arbeiter verschlechtern helfen. Es wird zu diesem Selbstmord „abkommandirt“. Mit welchem Rechte? Laut Wehrgesetz hat die Armee zur „Verteidigung gegen äußere Feinde“ sowie zur „Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung“ im Innern zu dienen. Daß die Armee auch zur Aufrechterhaltung von Hungerlöhnen für die Arbeiter zu dienen hat, sagt das Wehrgesetz nirgends. Wie der Erlaß zeigt, hat sie aber auch diese Bestimmung und hat sie auch wiederholt erfüllen müssen. Zur „Ruhe und Ordnung“, wie sie die bestehenden Klassen brauchen, gehören eben die schlechten Löhne! Darum ist der Erlaß, wie ja ganz selbstverständlich, vollständig gesetzlich. — Freilich kann es vorkommen, daß Arbeiter einen Streik machen, die Arbeit hinlegen und wenige Stunden darauf in ihrer Eigenschaft als „Urlauber“ zu derselben Arbeit „abkommandirt“ werden und zwar telegraphisch.

Die Absicht der schweizerischen eidgenössischen Regierung, ihre Bemühungen um die Herstellung einer internationalen Fabrikgesetzgebung wieder aufzunehmen, hat sich nunmehr zu einem formellen Beschluß verdichtet. Der schweizerische Bundesrath beschloß, an die Regierungen der europäischen Industriestaaten die Anfrage zu richten, ob sie nicht geneigt seien, sich auf einer Konferenz vertreten zu lassen, um auf Grund eines vom Bundesrathe aufgestellten Programmes verschiedene, die Fabrik- und Arbeiterschutzes betreffende Fragen zu berathen und diejenigen Punkte festzusetzen, deren Ausführung durch internationales Uebereinkommen als erwünscht zu bezeichnen wäre. Der Gedanke an internationale Vereinbarungen bezüglich des Arbeiterschutzes ist bekanntlich schon in den 40er Jahren von einem elsfässer Fabrikanten angeregt worden. Er machte seinen theoretischen Gang durch die Welt, bis ihn die schweizerische Regierung 1881 zum ersten Male in die Praxis umzusetzen suchte und auf Anregung des Obersten Frei durch ihre Vertreter in Frankreich, Deutschland, Italien, Oesterreich, England und Belgien an maßgebender Stelle Erkundigungen darüber einzog, ob Geneigtheit zu einer internationalen Regelung der wichtigsten Punkte der Fabrikgesetzgebung vorhanden sei. Damals gab das deutsche Reich eine Antwort, welche seiner Stellung als sozialreformatorischer Staat nicht gerade als glänzende Folie dienen kann: es verneinte überhaupt die Thunlichkeit internationaler Vorträge über die Materie. Es stellte sich damit ganz auf den gleichen Standpunkt wie das freihändlerische England in seiner Erwiderung und wie Frankreich, Oesterreich und Italien dagegen gaben die Möglichkeit internationaler Verhandlungen über den Gegenstand

zu, wenn man sich auf gewisse Programmpunkte einige und beschränke. Diese Haltung wird den beiden Staaten in der Geschichte ein Ruhmesblatt sichern. Belgien, das ja noch nicht einmal eine nationale Fabrikgesetzgebung von Bedeutung besitzt, antwortete auf die damalige Anregung der Schweiz überhaupt nicht. Wird die Lehre, welche die soziale Entwicklung seit 1880 deutlicher denn je gepredigt hat, jetzt bei den maßgebenden Stellen im deutschen Reich, in England und Frankreich gewirkt haben? Nach der Rede des Herrn v. Bötticher am Mittwoch (s. Reichstag) wäre das nicht unmöglich.

**Ungemeines Aufsehen erregt das Verbot der Berliner „Volkszeitung“**, das am vorigen Montag auf Grund des Sozialistengesetzes erfolgte, nachdem Sonntag eine Beschlagnahme der letzten Nummer und höchst gründliche Hausdurchsuchungen in den Redaktionsbüros und bei dem Schriftsteller Dr. Mehring vorangegangen waren. In letzterem, einem der begabtesten deutschen Journalisten, der in letzter Zeit wohl für die radikalste Haltung der „Volksztg.“ bestimmd war, scheint man den Verfasser der inkriminierten Artikel über Kaiser Wilhelm I. und den 18. März zu vermuten. Das Blatt war nicht sozialistisch und allem Anschein nach dürfte umgehend die endgültige Entscheidung der bereits einberufenen Reichskommission und wohl auch die Wiederaufhebung des Verbotes zu erwarten sein. Wir kommen alsdann eingehend auf die ganze Affäre zurück, die schärfer als alle anderen Verbote der jüngsten Vergangenheit die Handhabung des Sozialistengesetzes kennzeichnet.

**Königsberg.** Am Montag, den 18. März, fand hier selbst eine große Volksversammlung, die erste in diesem Jahre statt. Schon um 8 Uhr war der Saal überfüllt und mussten viele umkehren da sie keinen Platz mehr finden konnten. Nachdem sich Herr Karl Schulze seines Referats entledigt, wurde die Gründung eines Arbeiter Wahl Vereins für Königsberg und Umgegend beschlossen und die Statutenberatung, sowie die Wahl eines provisorischen Vorstandes vollzogen. Es traten dem Verein gleich 200 Mitglieder bei.

**Elbing.** Hier fand am Sonntag, den 17. März, eine sehr stark besuchte Volksversammlung mit der Tagesordnung: Die Tätigkeit des Reichstages. Nachdem Herr Fichtmann das Thema eingeleitet, nahm Herr Schulze aus Königsberg das Wort, welcher in eingehender Weise das Verhalten der herrschenden Parteien einer scharfen Kritik unterzog. Die Versammlung verlief in der musterhaftesten Weise.

**Niederlangensielan.** Sonntag, den 17. März, fand in dem benachbarten Peterswalde im Saale „Zur Hoffnung“ eine von über 500 Personen besuchte Volksversammlung statt. Auf der Tagesordnung stand: Gründung eines Wahlvereins für wirklich volkstümliche Wahlen. Das Referat hatte der Abg. August Kühn aus Langensielan übernommen; der Vortrag wurde mit großem Beifall belohnt. Es wurde nun die Gründung des Wahlvereins vorgenommen, es ließen sich sofort 150 Personen als Mitglieder aufnehmen. Nach Empfang der Mitgliedskarten wurde sofort der Vereinsvorstand gewählt. Reichstagsabgeordneter August Kühn wurde 1. Vorsitzender, Marx 2. Vorsitzender, Kuhleweier Schriftführer, Gries Kassierer und Dente Hilfskassierer; Revisoren: Bunnend aus Langensielan, Hauke aus Peterswalde und Vinke aus Ernsdorf. Der Wahlverein verspricht sehr stark zu werden, und ein Reichstagswahltag ist ganz wahrscheinlich sicher für die Arbeiterpartei.

**Frankfurt a. M., 20. März.** Vor 14 Tagen wurde ein Eisenformer, Namens Gabil, von der offenen Straße auf die Polizeiwache geführt, wo ihm vorgehalten wurde, er habe sich an einer Schlägerei beteiligt, was aber natürlich nicht der Fall war. Nach kurzem Hin- und Herreden wurde ihm mitgeteilt, daß sein Name Gabil wäre, und wurden dann seine Kleider untersucht, wobei man verschiedene Nummern vom „Sozialdemokrat“ fand, was dann zu seiner Verhaftung und zur Hausdurchsuchung führte, wobei Schriften, Photographien, Abrechnungen vom Metallarbeiterfachverein und eine rote Halsbinde mit Beschlag belegt wurden. Nach vierzehntägiger Untersuchungshaft wurde Gabil aus allgemeinen polizeilichen Gründen aus Breußen ausgewiesen, weil er aus Ungarn gebürtig ist.

**Ausgewiesen wurde aus Hamburg** der Vorsitzende des Verbandsvereins der Tischler, G. Stomke, der den Arbeitern Deutschlands aus der Gewerkschaftsbewegung bestens bekannt ist. Er hatte sich gerade selbständig gemacht und stand in Unterhandlung mit einem Architekten wegen Uebernahme bedeutender Bauarbeiten. Empfindlicher war Stomke nicht zu treffen, als gerade gegenwärtig. Der ganze Vorgang beweist aber wieder einmal aufs Neue, wie man die Rechte des § 152 der Gewerbeordnung den Arbeitern gegenüber unter der Herrschaft des kleinen Belagerungsstandes illusorisch macht.

**Zwei Flugblätter** („An die Wähler von Ottweiler-St. Wendel-Weienheim“, und an die „Wähler von Berlin III.“) wurden sozialistengesetzlich verboten.

**Massenhafte Hausdurchsuchungen** sollen kürzlich in Magdeburg stattgefunden haben.

**Verboten wurde in Leipzig eine Gewerkschafts-Versammlung** der Maler, in welcher Herr Schweizer-Berlin sprechen sollte.

### Aus dem Reichstage.

**Freitag, den 15. März.** Die Kartellparteien hatten sich das Wort gegeben, die erste Beratung über den Nachtragsetat, hauptsächlich Militär und Marine betreffend, möglichst debattelos vorübergehen zu lassen. Staatssekretär v. Markau beschränkte sich in den einleitenden Worten auf die Erörterung formaler Finanzfragen, ohne auf den Inhalt des Nachtragssetats einzugehen. Diese Taktik befolgte auch Herr v. Bennigsen, indem er nicht über die neuen Ausgaben sprach, sondern nur über die Frage, ob dieselben mehr aus Anleihen oder mehr aus Erhöhung der Matrikularbeiträge zu bestreiten seien. Die Taktik der Kartellparteien wurde seitens der Abgeordneten Richter und Bebel durchkreuzt. Ersterer gab eine ausführliche sachliche Erörterung über die Verstärkung der Artillerie und Zerlegung der Marine in ein Oberkommando und ein Marineamt. Bebel nahm Veranlassung, vom sozialistischen Standpunkt aus die fortgesetzte Steigerung der Militärausgaben zu belächeln. „In allen Militärkabinetten arbeitet man Tag und Nacht, um die bereits höchst vollkommenen Nordinstrumente noch weiter zu vervollkommen. Wie von einem Verhängnis getrieben, machen die Völker ungeheure Rüstungen, ehe es noch zu einer Entscheidungsschlacht gekommen ist. Einen Gedanken muß ich hier aussprechen, der Sie vielleicht zum Lachen reizen wird: der nächste Krieg wird höchst wahrscheinlich der letzte sein. Wenn 12 bis 15 Millionen Menschen, die Blüthe der Nation, gegen einander in das Feld rücken, aus ihrem Erwerb herausgerissen werden, wenn die Lebensmittel vertheuert, das Familienglück zertrübt, wenn die Völker im Mute ertränkt werden, wenn Millionen Mütter, Frauen, Bräute, Schwestern ihrer Stützen beraubt sein werden, wenn dann ein allgemeiner Wehgeschrei durch ganz Europa hallt, dann werden die Völker Europas endlich zu der Erkenntnis kommen, sie werden sich fragen: wozu und für wen schlagen wir uns denn? Dann wird das ganze System, welches zu diesem Massenmorde geführt hat, in sich zusammenbrechen, und dann werden auch unsere Ideale sich verwirklichen. Wenn wir nun auch diese Eventualität

mit Freuden begrüßen würden, so könnten wir doch um dieses Zieles willen den Weg dazu nicht billigen, und werden deshalb gegen diese Vorlage stimmen.“ — Obwohl die konservativen Redner v. Hellendorff und Graf Behr sich an den Reden vorüberzubringen suchten, sah sich der Kriegsminister doch zu einer Erwiderung gezwungen, in deren Folge die Abgg. Richter und Bebel nochmals in die Debatte eintraten, letzterer um die Wirkungen der Annetion von Elsaß-Lothringen und die Möglichkeit einer allgemeinen Abrüstung hervorzuheben.

**Sonabend, den 16. März.** Die Sitzung verlief rein geschäftsmäßig, nur die Frage des Reinigungszwanges für Spiritus gab zu einer kleinen Debatte Anlaß.

**Dienstag, den 19. März.** Zweite Beratung über den Befähigungsnachweis. — Von den Sozialisten sprach Frohme: Die Motive zu diesen Anträgen sind nicht in dem festen und ehrlichen Bestreben zu suchen, dem Handwerkerstande aufzuhelfen, sondern in der Absicht, ihn, soweit er im Innungswesen verkorrupt ist, für gewisse politische Zwecke dienlich zu machen. In jener Zeit, wo thatsächlich ein Befähigungsnachweis bestand, war genau ebensolcher Unsolidität und Schwandel im Handwerk wie heute. Bei diesen Anträgen handelt es sich lediglich um eine einseitige Interessenfrage, man will den Innungsmännern ein Privilegium auf Erwerb geben und allen übrigen das Recht auf Arbeit beschränken. — In namentlicher Abstimmung werden gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Freisinnigen, Nationalliberalen, Polen und der Freikonservativen (mit Ausnahme der Abgg. Dieze-Parby, v. Gllrichshausen und Grumbt) die Anträge **Hise-Akermann** mit 121 gegen 113 Stimmen **angenommen**. In der dritten Lesung dürfte der Beschluß allerdings anders ausfallen.

**Mittwoch, den 20. März.** Der Reichstag beschäftigte sich heute mit der Frage des Maximalarbeitstages. Nachdem vor zwei Jahren schon vom Reichstage eine Resolution beschloffen war, welche den Bundesrath zu einer Enquete über diese Frage aufforderte, ohne daß sich der Bundesrath bis jetzt zu irgend welchen entsprechenden Schritten veranlaßt gesehen hätte, haben jetzt die Zentrums-Abgeordneten Hise und Lieber einen Gesetzentwurf ausgearbeitet, welcher die Bestimmung in der Gewerbeordnung einschließen will, daß der regelmäßige Arbeitstag höchstens 11 Stunden umfassen soll. Neben den Antragstellern trat nur der sozialdemokratische Redner Frohme für den Antrag ein, der ihm allerdings noch nicht weit genug geht. Dagegen erklärte der freikonservative Abg. Werbach denselben für vollständig unannehmbar und auch Herr v. Kleist-Regow bezeichnete ihn als einen nicht zu rechtfertigenden Eingriff in die Freiheit des Arbeiters, die ihm in dieser Frage plötzlich aus Herz gewachsen ist, weil er von einem Maximalarbeitsstage Schädigungen für die Landwirtschaft fürchtet. Der freisinnige Baumbach schloß sich dem unathlich mit Freuden an. Staatssekretär v. Boetticher sprach sich gleichfalls gegen den Antrag aus und hielt eine internationale Verständigung für den einzigen Weg dieser Frage, der auch sicher früher oder später betreten werden würde. Wir kommen nach dem Erscheinen des stenographischen Berichts auf die Neben zurück.

**Donnerstag, den 21. März.** Nachtragsetat, zweite Beratung.

**Sattler!** Der Kongreß der Sattler und Berufsgenossen findet am 25. und 26. April d. J. in Dresden, Sell's Gasthaus, Kleine Brüdergasse 9, mit folgender Tagesordnung statt: 1. Situationsbericht der Delegirten und Abrechnung der Agitationskommission. 2. Die Organisationsfrage. 3. Hebung des im Sattlergewerbe beschäftigten Arbeiterstandes. 4. Wie stellt sich der Kongreß zur Regelung der Arbeitszeit? 5. Die Organisation der Innungen im Gegenstand zur Gesamtorganisation der Sattlergehilfen. 6. Regelung der Wanderunterstützung. 7. Die Organfrage. 8. Verschiedenes. Wir ersuchen nun um Stellungnahme und Delegirtenwahl allerorts vorzugehen. Um weiteste Verbreitung in interessirten Kreisen wird gebeten. J. A.: R. Bomin, Berlin S., Brandenburgstr. 5.

Allgemeiner  
**Metallarbeiter-Verein**  
Berlins und der Umgegend.  
Außerordentliche  
General-Versammlung  
Montag, den 25. März, Abends 8 Uhr,  
im Konzerthaus Sanssouci, Kottbuserstr. 4a.  
Tages-Ordnung:  
1. Wahl der Rechtschutzkommission. Ref.: Miethe.  
2. Wahl der Fachkommission. Ref.: Klein.  
3. Wahl der Bibliothekskommission. Ref.: Miethe.  
Das Mitgliedsbuch legitimirt.  
Um recht zahlreichen Besuch bittet  
Der Vorstand.

**Freie Vereinigung der Schneider Berlins.**  
Montag, den 25. März,  
in Deigmüller's Saal, Alte Jakobstr. 48a.  
Gesellige Abendunterhaltung,  
zum Besten der Bibliothek,  
unter Mitwirkung des Gesangsvereins Allegro,  
mit nachfolgendem Tanzkränzchen.  
Kollegen und Freunde erhalten Billets à 25 Pf.  
bei Herrn A. Taterow, Mauertstr. 9; Krausenstr. 11  
am Buffet; Herrn Brudnowicz, Kronenstr. 39/40;  
Herrn Pohl, Junkerstr. 18, und in den mit  
Plakaten belegten Handlungen.  
Zu zahlreichem Besuch ladet ein  
Der Vorstand.

**Fachverein der Tischler.**  
Sonabend, den 23. März, Abends 8 1/2 Uhr,  
in Jordan's Salon, Neue Grünstr. 28.  
Mitglieder-Versammlung.  
Tagesordnung:  
1. Vortrag des Herrn Alfred Sachs über:  
Telephon und Telegraphie.  
2. Diskussion.  
3. Vereinsangelegenheiten.  
4. Fragekasten.  
Neue Mitglieder werden in der Versammlung  
aufgenommen.  
Der Vorstand.

**Der Arbeitsnachweis  
des Fachvereins für  
Schlosser und Berufsgenossen**  
befindet sich  
für den Norden Anklamerstr. 49, b. Mühlberg  
für den Süden Dresdenerstr. 116, b. Wendt.  
Kontrolle Abends 8—10 Uhr, Sonntags von  
9—11 Uhr Vormittags.

**Das moderne Elend und die moderne Uebersvölkerung.**  
Zur Erkenntniß unserer sozialen Entwicklung.  
Von Max Schippel. (Internationale Bibliothek Band 7.)  
263 Seiten. Preis M. 1.50, elegant gebunden M. 2.  
„Frankfurter Ztg.“ in einer längeren Besprechung vom 3. Februar:  
„Auf Grund eines geradezu phänomenalen Quellenstudiums — das Quellenverzeichnis führt 69 meist englische und amerikanische Materialsammlungen, darunter statistische Riesenwerke mit vielen Bänden, an, aus denen der Verfasser schöpft — wird hier der wirtschaftliche und soziale Entwicklungsgang des industriellen Landes der Erde bis zur Gegenwart dargestellt. „Das Schöpfel's Quintessenz des Sozialismus“ auf theoretischem Gebiete, ist ungefähr Schippel's „Modernes Elend“ auf demjenigen der beschreibenden Nationalökonomie, so eigenartig, wie es noch für kein anderes Land auch nur versucht wurde...“  
Emil Kralik, der Führer der österreichischen Buchdrucker, in deren Organ „Vorwärts“:  
„Ein sozialökonomisches Werk, mit überreichem Material aus amtlichen Enqueten und privaten Untersuchungen versehen, aber trotz alledem kein trodenes Buch; es spricht aus ihm der flammende Geist einer unausrottbaren Weltanschauung, es ist in ergreifender, begeisterter und begeisterter Sprache geschrieben; ein Werk, wie kein zweites zur Belehrung und zur Agitation geeignet... Begeisterung und Thatsache vermag das vorliegende prächtige Buch Jedem einzuführen, und mit Kampfmateriale in Form von Ziffern ist es überreich ausgestattet; es sollte in jedes Arbeiters Hand sein...“  
Zu beziehen durch alle Buchhändler und Expeditoren, sowie durch die Expedition des „Volksblatt“, Berlin, Zimmerstr. 44.

**Fachverein für Schlosser und Berufsgenossen.**  
Montag, den 25. März, Abends 8 Uhr,  
**Versammlung**  
in Feuerstein's Tunnel, Alte Jakobstr. 75.  
Tagesordnung:  
1. Die Gleichberechtigung der Arbeiter. (Referent wird in der Versammlung bekannt gegeben.)  
2. Abrechnung vom Stiftungsfest.  
3. Aufnahme neuer Mitglieder.  
4. Besuch des Arbeitsnachweises um Bewilligung von 25 Mark.  
5. Verschiedenes und Fragekasten.

**Große öffentliche  
Versammlung  
des  
Schuhmacher**  
Montag, Vormittag 9 1/2 Uhr, in der  
Tonhalle, Friedrichstr. 112.  
Tagesordnung:  
1. Unsere Lohnverhältnisse.  
2. Die von der Innung geplanten Arbeitsbücher.  
Referenten: Die Kollegen Ringer und  
M. Boginski.

**Sattler!!!**  
Der Kongreß der Sattler und Berufsgenossen findet am 25. und 26. April d. J. in  
**Dresden, Sell's Gasthaus,**  
Kleine Brüdergasse 9,  
mit folgender Tagesordnung statt:  
1. Situationsbericht der Delegirten und Abrechnung der Agitationskommission.  
2. Die Organisationsfrage.  
3. Hebung des im Sattlergewerbe beschäftigten Arbeiterstandes.  
4. Wie stellt sich der Kongreß zur Regelung der Arbeitszeit?  
5. Die Organisation der Innungen im Gegenstand zur Gesamtorganisation der Sattlergehilfen.  
6. Regelung der Wanderunterstützung.  
7. Die Organfrage.  
8. Verschiedenes.  
Wir ersuchen nun um Stellungnahme und Delegirtenwahl allerorts vorzugehen. Um weiteste Verbreitung in interessirten Kreisen wird gebeten.  
J. A.: R. Bomin,  
Berlin S., Brandenburgstr. 5.  
**H. Hoffmann,**  
Kaiserstrasse 4.  
Jeden Mittwoch frische Blut- und Leberwurst.  
Billard zum Bierauspielen steht zur Verfügung.

**Große öffentl.  
Versammlung  
sämmlicher  
Zimmerleute  
Berlins und Umgegend**  
Mittwoch, den 27. März, Abends 8 Uhr,  
in Sanssouci, Kottbuserstr. 4a.  
Tages-Ordnung:  
1. Beschluß der Innung des Bundes der Bau-,  
Mauer- und Zimmermeister Berlins.  
2. Die fernere Unterstützung der ausgesperrten  
Steinmeyer Berlins.  
Zahlreicher Besuch unbedingt notwendig.  
Der Einberufer.

**Berein der Sattler  
und Fachgenossen.**  
Montag, den 25. März, Abends 8 1/2 Uhr,  
in Granwell's Bierhallen, Kommandanten-  
straße 77-79,  
**Versammlung.**  
Tagesordnung:  
1. Vortrag des Herrn Dr. Bruno Wille über:  
Darwinismus und Arbeiterbewegung.  
2. Diskussion.  
3. Verschiedenes und Fragekasten.  
Gäste sind willkommen.  
Um recht zahlreichen Besuch bittet  
Der Vorstand.

**Öffentliche Versammlung  
des  
Arbeiter-  
Bildungs-Vereins  
„Berlin Nord“**  
am Montag, den 25. d. M., Abends 8 Uhr,  
in Fey's Salon, Brunnenstr. 140.  
Tagesordnung:  
1. Vortrag, Thema und Referent werden in  
der Versammlung bekannt gemacht.  
2. Beschlußfassung über die Gründung einer  
Bibliothek.  
3. Fragekasten.  
**Gäste willkommen.**  
Um zahlreiches Erscheinen ersucht  
Der Vorstand.  
J. A.: Hugo Lehmann, Stettinerstr. 9 I.

## Feigheit?

Novelle von Paul Ernst.\*)

Man denke sich eine Göttinger Studentenwohnung: eine kleine, winklige, schiefgebaute, niedrige Stube, die früher jedenfalls einmal als Küche gedient hatte, denn man konnte noch einen ganz unmotivierten Wasserhahn aus der Wand hervorstehen sehen an dem einen Fenster, wo drei eigentümlich verkrüppelte und blattlose Pflanzen inmitten eines Blumentopfes standen, der überschwemmt war von dem Wasser, mit welchem die allzu freigebige Lina sie eben begossen hatte; einige Zigarettenstummel, für welche dieser Blumentopf als Ablagerungsstätte diente, befanden sich eben im Zustande der Auflösung; aus dem auseinandergegangenen, braungebrannten Papier schaute der feuchte Tabak hervor, und die Asche hatte sich gleichmäßig auf den ganzen Boden des Sees ausgebreitet.

Ferdinand Hille lag auf dem Sopha, welches ein sonderbarer Bastard von Divan und Lehrstuhl zu sein schien; es war so kurz, daß Ferdinands lange Beine in einem spitzen Winkel in den Knien geknickt über die eine Seitenlehne hinunterhingen, während der Kopf noch etwas über die andere Seitenlehne hinaustragte, und nur der mittlere Theil des Leibes das Polster berührte; seine ganze Figur bot so einen Anblick, wie etwa ein halbes n.

Paul, sein zwei Jahre jüngerer Bruder, bereitete den gemeinschaftlichen Kaffee an dem runden Sophasische, der, um bei den Einwohnern das Gefühl des Comforts zu erwecken, mit einer etwas schmutzigen Serviette bedeckt war. Es war bereits zehn Uhr, aber Paul bereitete dennoch jetzt erst den Kaffee, denn die Beiden waren eben erst aufgestanden.

„Heute werden wir wohl wieder nicht in's Kolleg kommen.“ Ferdinand zog mühsam seine Uhr aus der Tasche, indem er für einen Augenblick das halbe n in eine gerade Linie verwandelte.

„Aber morgen darf es nicht wieder verbummelt werden, sonst müssen wir zu viel nachreiten.“

Während Paul dies sagte, trat er an das Fenster, um die Spiritusmaschine an ihren Platz auf dem Fensterbrett zu setzen. Eben besah der Wirth unten im Garten seinen Kohl.

„Guten Morgen, Herr Hille, wünsche wohl geruht zu haben.“ Herr Hoffmann entfernte sehr unterthänig seine Hausmütze von seinem Haupt.

„Danke, Herr Hoffmann.“

„Schönes Wetter heute! Nicht spazieren gehen?“

„Ich weiß noch nicht.“

Während Paul und Ferdinand ihren Kaffee zu sich nehmen, wobei Ferdinand das Experiment macht, im Liegen zu trinken, trotzdem er sich dabei regelmäßig den Kopf begießt, ergeht sich Herr Hoffmann in seinem Hausgarten weiter.

Herr Hoffmann hat das ganze Haus gemiethet und giebt die einzelnen Stuben an Studenten ab; außerdem hält er noch einen Mittagstisch für Studenten, das Kouverte zu einer Mark. Von dem Vermietzen und dem Mittagstisch lebt er, seine Frau und seine Tochter. Er ist ein langer, hagerer Mann mit einem grauen Schafkopf, einem abgegriffenen Hausklappchen und einer schmierigen, langen Pfeife; seine Beschäftigung besteht darin, daß er beaufsichtigt, wie der Kohl und die Bohnen wachsen, und den Leuten mittheilt, ob es schönes oder schlechtes Wetter ist. Frau Hoffmann besitzt eine große Vorliebe für das Eigen im Freien, und so sitzt sie denn den ganzen Tag mit Fräulein Hoffmann in der Laube hinter dem Hause und liest in einem Journal, denn sie ist eine sehr gebildete Dame. Zuweilen sitzt auch einer der Miether bei ihnen, ein Student der Mathematik, ein entschuldig kleines und nüchternes Männchen, das so aussieht, als ob es noch nie in seinem Leben ein Wörtchen zu sagen gewagt hätte. Hoffmann's halten nämlich darauf, daß die jungen Herren, welche bei ihnen wohnen, auch Familienanschluss haben können, wenn sie wollen.

Paul und Ferdinand hatten, als sie mit dem Kaffee zu Ende waren, ihre Klappere in die Hand genommen und machten nun ihren morgendlichen Gesundheitswaffengang, bei welchem sie die Stubendecke mit einer nicht geringen Menge Schmarren verzierten.

Lina, das Mädchen für Alles im Hoffmann'schen Hause, kam und räumte den Tisch ab. Es war unglaublich, was diese Lina für dreißig Thaler jährlichen Lohn zu thun hatte: in sieben Studentenzimmern und in den zwei Wohnzimmern der Familie Hoffmann Ordnung halten, die Pflanze besorgen und das ganze Haus scheuern, das Mittagessen für zehn Kostgänger bereiten, der Frau Hoffmann die Journale in den Garten tragen und Herrn Hoffmann die Pfeife reinigen. Lina war ein sehr gutmüthiges Mädchen, das ging aus der Verehrung hervor, die sie gegen ihre nörgelnde und sie mit Arbeit überbürdende Herrschaft hegte.

Paul schreckte Lina aus der stillen Betrachtung der Schmarren an der Decke auf; „sie haben heute wieder nicht unsern Spiegel abgewischt, Lina.“

[Nachdruck verboten.]

„Ja, meinen Sie denn, ich habe weiter nichts zu thun, wie Ihren Spiegel abzuwischen: Ich werde den ganzen Tag nicht fertig!“ Lina brachte diese Worte in einem halb vorwurfsvollen, halb gutmüthig-entrüsteten Tone vor.

„Dagegen sage ich auch nichts; daß Sie das nicht können, das weiß ich; aber wir haben Herrn Hoffmann für die Reinigung der Stube bezahlt, und jetzt verlange ich auch, daß unser Spiegel abgewischt wird. Wenn Sie das nicht können, so muß sich Hoffmann eben bequemen, noch Jemand zu miethen.“

„Ach, Sie haben nur immer über Herrn Hoffmann zu reden.“

„Gott, laß doch sein“, begütigte Ferdinand, „was kannst Du Dich nur immer über solche Lappalien gleich so ereifern.“

„Es ist keine Lappalie, ich verlange nur mein Recht, und das muß ich verlangen.“

Lina ging mit den Tassen hinaus und beendete auf diese Weise die Morgenunterhaltung. Die Beiden versenkten sich in die Lektüre des Lokalblattes.

„Schon wieder ein Student an der Kopfrose gestorben, der Dritte in diesem Semester.“

„Geshieht ihm ganz recht; wer so thöricht ist, sich wegen irgend einer dummen Geschichte zu duelliren, der kann auch die Folgen tragen.“

„Du müßtest nicht immer so schroff sein in Deinen Urtheilen.“

„Ich bin nicht schroff, ich bin nur konsequent. Konsequent muß der Mensch vor allen Dingen sein, die Konsequenz ist die erste Tugend des Mannes.“

„Aber wer weiß, durch welche Umstände der arme Kerl gerade zu dem Duell getrieben ist; er ist ein Wilder, wie hier sieht, also offenbar keiner jener Kaufbolde, die nur auf Schlagen und Raufen ausgehen; Du urtheilst vorschnell. Ich verurtheile das Duell ebenso wie Du, aber das hindert mich nicht, den Unglücklichen, welcher ihm zum Opfer fällt, zu bedauern.“

„Gestern Abend, gegen zwölf Uhr, als ich noch mit Walter allein im Café saß, kamen zwei Korpsstudenten herunter in das Lokal, und als sie uns sitzen sahen, rief der eine: Psui, hier riecht es nach armen Leuten. Ich sage Dir, es lockte in mir, und ich wollte dem Menschen entgegenreten; aber ich habe mich doch bezwungen, und so muß sich Jeder bezwingen können.“

„Ich finde, daß Du da gar keine Heldenthat vollbracht hast; Du würdest doch auch nicht zornig werden, wenn ein Kind Dir den Vorwurf machte, daß Du arm bist, nun, diese Leute sind eben an Verstand Kinder.“

„Aber sie werden immer als die Ersten der Studentenschaft betrachtet, die Professoren kriechen vor ihnen, und sie sind später einmal unsere Vorgesetzten, denn aus diesen Kreisen kommen die höheren Regierungsbeamten.“

„Was beweist das? Doch nur den alten Satz, daß Geld die Welt regiert.“

„Mein Rechtsgefühl empört sich dagegen, daß diese Menschen, welche dumm, gemein, brutal, halb verrückt durch die grenzenlosesten Ausschweifungen sind, daß gerade diese Menschen berufen sein sollen, einst unsern Staat, und uns mit zu regieren.“

Sie sind nicht berufen, aber sie sind bestimmt dazu; Du verwechselst das, was ist, mit dem, wovon Du meinst, daß es sein sollte. Wie kannst Du behaupten, daß das, was Du ungerecht nennst, nicht vielleicht sehr nützlich und gut für die Welt ist?“

„Wie kann etwas Ungerechtes gut sein?“

„Du bist eben ein Doktrinär; werde älter, dann wirst Du selbst das einsehen. Ich habe früher dieselben Ansichten gehabt. Sieh uns Beide an; wir sollen später von den Kanzeln das Christenthum lehren; meinst Du, daß es eine gute Vorbereitung auf diese Thätigkeit ist, wenn man bis zwölf Uhr im Café sitzt, des Morgens um zehn Uhr aufsteht, seine Vorlesungen verpaßt und seine Zeit verschwagt?“

Paul fühlte, wie er roth wurde. „Ja, es ist wahr, das muß jetzt anders werden.“

„Es ist jedenfalls unrecht, wenn man das thut; aber es ist zugleich sehr nützlich für die Kirche; denn man kommt auf diese Weise nicht auf legerische oder freisinnige Gedanken; man hummelt gemächlich durch fünf Semester, im sechsten kauft man sich die rechtgläubigen, vom hohen Konsistorium approbirten Kompendien, lernt darin das Großgedruckte auswendig, das Andere sieht man flüchtig durch, und man wird ein guter und nützlicher Arbeiter im Weinberge Gottes und des hohen Konsistoriums.“

„So hast Du es doch nicht gemacht, Du hast doch Deine Zeit nicht verbummelt.“

„Nicht verbummelt, nein, aber ich habe sie zu etwas Schlimmerem verwendet, zu etwas sehr Schädlichem, ich habe gedacht; und es wird erst ein langes Studium im heiligen Luthardt nötig sein, damit ich vergesse, was ich gedacht habe. Du siehst daran, wie schädlich das Denken ist, es ist noch schädlicher, wie wenn man ins Kolleg geht.“

„Aber höre doch nur auf mit diesem Reden; Du kannst ja doch nie Theologe werden, weshalb quälst Du Dich und mich immer mit diesem bitteren Ton.“

„Weshalb soll ich nicht Theologe werden können? Ich habe ein gutes Gedächtniß, lerne den heiligen Luthardt

und die übrigen Heiligen auswendig, ich habe auch eine gute Stimme, weshalb soll ich nicht Theologe werden? Meinst Du wegen der Ehrlichkeit und Ueberzeugung? Das ist eine Deiner doktrinären Grillen, arme Schluder wie wir haben nicht das Recht, eine Ueberzeugung zu besitzen.“

„Wenn Du das wirklich ernsthaft meinst, so bist Du ein Feigling.“

„Ein Feigling? Wenn Du willst; jeder Mensch ist ein Feigling; ich möchte behaupten, daß die Feigheit die Welt regiert, und nicht die Gerechtigkeit, wie Du meinst.“

Paul ging aufgeregt in der kleinen Stube auf und ab. Ferdinand lag auf dem Sopha, scheinbar ganz ruhig; aber unter seinen Augen zeigten sich rothe Flecke, und die scharfe Linie um den Mund war noch tiefer geworden.

Paul war der Erste, der wieder anfing zu reden.

„Ich habe Dich schon lange im Verdacht gehabt, daß Du die Ueberlegenheit Deiner Jahre und Deines Geistes dazu gebrauchst, um mich zum Narren zu halten. Du schauspielst mir etwas vor. Dieser spöttische Ton ist nicht natürlich, Du hast ihn aus irgend einem einfältigen Roman entlehnt, wo ein mit sich und der Welt Zerfallener dargestellt werden soll. Ich glaube nicht an solche Gestalten, und ich glaube Dir nicht, wenn Du solche Romangestalten kopirst.“

Paul ging wieder einige Schritte, ohne zu sprechen; dann fuhr er fort:

„Ich weiß nicht, wie weit das Schauspielern bei Dir geht; ob Du nicht vielleicht selbst daran glaubst. Aber das weiß ich, daß Du schauspielst.“

Ferdinand war aufgesprungen. „Paul, ich bin ein Lügner!“ Hastig eilte er aus der Thür, riß den Hut von dem Hakenbrett auf dem Korridor, und lief die Treppe hinunter.

„Schauspieler!“ sagte Paul verächtlich.

Aber als er das sagte, mußte er an sich selbst denken, und daran, daß das, was er eben so sicher als seine feste Ueberzeugung vertreten hatte, gar nicht seine Ueberzeugung war. Er hatte große Worte gesprochen; er war auch vielleicht geneigt, an diese Worte zu glauben; aber eigentlich glaubte er doch nicht an sie. Es war Etwas, was sich durch Worte nicht wiedergeben läßt. Jedenfalls wußte er sicher, daß er eben selbst gelogen hatte.

Wie macht man es nur, daß man nicht lügt? Wie hätte er es anfangen müssen, um seine wirkliche, wahre Meinung zu sagen?

Er hatte so gethan, als ob er die Korpsstudenten verachtete; aber wenn er auf der Straße einem von ihnen begegnete mit seiner sicheren, eleganten Haltung, dann hatte er eigentlich ein anderes Gefühl. Es war nicht Reid; denn er wünschte wirklich nicht, an der Stelle dieser Menschen zu sein; es war auch nicht Haß; das Gefühl war dazu nicht energisch genug; vielleicht gestern Abend hatte er Haß empfunden. Aber Verachtung war es auf keinen Fall, er hatte gelogen, wenn er gesagt hatte, daß er diese Menschen verachtete; oder hatte er das gar nicht gesagt? Jedenfalls hatte er es sagen wollen.

Man sollte doch nicht so leichtfertig sprechen. Jetzt hatte er sich selbst in ein Netz begeben, aus dem er nie wieder heraus konnte. Mit einem einzigen kleinen Wörtchen, das nur eine einzige, ganz kleine Lüge enthielt, können wir uns ein Netz legen, aus dem wir dann nicht wieder herauskommen können.

Aber weshalb sollte man nicht wieder herauskommen können? Es ist nur erforderlich, daß man seine Lüge eingesteht; dazu gehört nicht viel Muth; es wäre entsetzlich feige, wenn man die kleine Lüge nicht eingestehen wollte.

Der Tag hat vierundzwanzig Stunden; jede Stunde hat sechzig Minuten; und in jeder Minute kann man eine Lüge sagen; wie sollte das werden, wenn man alle diese Lügen eingestehen wollte; manche kann man ja gar nicht eingestehen, denn es fehlen uns die Worte, sie auszudrücken; die Sprache mit ihren plumpen, rohen Worten zwingt uns ja selbst zur Lüge.

Und das Schlimmste ist, daß wir selbst die Lüge nicht bemerken; wir leben so sehr in der Lüge, daß wir die Lüge gar nicht mehr bemerken.

Da unten geht der Wirth mit seiner Pfeife zwischen seinem Kohl und seinen Bohnen; wenn man ihn fragt, was er thut, so antwortet er, er arbeitet den ganzen Tag.

Ich selbst sitze hier vor dem Schreibtische. Er ist schwarz angestrichen. Was thue ich? Ich lüge mir vor, ich denke nach. Nein, ich denke nicht nach, ich fröhne nur einer gemeinen Eitelkeit; denn während ich jetzt diese Gedanken habe, überlege ich, daß alle anderen Studenten hier in Göttingen solche Gedanken nicht haben, daß sie stupide und roh sind; ich denke nur, um in meinem Herzen über diese stupiden und rohen Menschen zu triumphiren.

Auch was ich vorhin gegen Ferdinand behauptete, habe ich nur gesagt, um meiner Eitelkeit zu fröhnen. Ich sagte zu mir: du bist ein starker und muthiger Mensch, der vor keiner Konsequenz zurückschrecken würde.

Es war Essenszeit. Paul nahm den Hut und ging. Während er die Treppe hinunterstieg, dachte er daran, wie gemein es ist, daß man sich durch den Gedanken an das Essen in einer so ernsten und wichtigen Selbstbetrachtung stören lassen kann; und dann machte er sich wieder

\*) Wir glaubten die Novelle des den Berliner Genossen wohl-bekanntem Verfassers nicht theilen zu sollen und bitten darum, die Länge des heutigen Feuilletons zu entschuldigen.

Bormwürfe darüber, daß er sich heimlich über seine ernste und wichtige Selbstbetrachtung lobte.

Unten redete ihn Herr Hoffmann an. „Wissen Sie schon, was passiert ist?“

Und nun erzählte ihm der Wirth, daß gestern Abend sich eine Anzahl Studenten von einem Korps in einer ganz unbeschreiblich gemeinen, unbeschreiblich gemeinen wiederholte er nachdrücklich, Art gegen einen Bürgerverein benommen hätten; „und es waren Damen dabei“ schloß er. Es wurde alles Schamgefühl verletzt, ich sage Ihnen, selbst alle Männer wurden roth, wiederholte er noch einmal; und dabei suchte er mit seiner schmierigen Pfeife immer hin und her. Dann trat er nahe an Paul heran; mit der linken Hand zog er an Pauls Rockärmel, die rechte Hand mit der Pfeife hielt er von seinem Körper ab, die Beine hatte er gespreizt. Er tuschelte ihm etwas ins Ohr. Dann schlenkerte er Pauls Arm weg, zog sein linkes Bein an das rechte heran, steckte die Pfeife in den Mund, und sah Paul steif an.

„Aber wie ist das möglich? Wollen Sie nichts dagegen thun? Sie dürfen sich das nicht gefallen lassen!“

„Was sollen wir machen?“

„Die Sache bei dem Staatsanwalt anzeigen; die Menschen werden hart bestraft wegen Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit.“

„Ach Gott, was sollen wir die Menschen ins Unglück bringen!“

„Sie bringen die Menschen nicht ins Unglück, das haben sie selbst gethan. Wer den Gesetzen zuwider handelt, muß bestraft werden.“

„Mich geht die Sache ja eigentlich gar nichts an.“

„Aber Sie haben doch zu dem Vereine gehört?“

„Meine Frauen haben hinten gesehen, sie haben gar nichts von der ganzen Geschichte gesehen.“

Es wurde Paul klar, daß dieser Mann niemals einen Schritt zu der Bestrafung der Studenten thun würde. Er ließ sich schnell die Adressen der beiden Vorstandsmitglieder geben, welche bei dem Vorfall anwesend waren und suchte diese auf.

Der eine war ein Tischlermeister. Er vermietete selbst an Studenten, wie Hoffmann, und schon nach den ersten Worten wurde es klar, daß auch er nicht besonnen war, etwas zu unternehmen. Er erzählte mit großer Entzückung die Geschichte, aber nachher begann er allerlei Entschuldigungen, eine Bestrafung der Thäter würde zur Folge haben, daß weniger Studenten nach Göttingen kämen, dann sagte er, die Sache sei gar nicht so schlimm gewesen, und was dergleichen Ausreden mehr sind.

Paul schämte sich selbst über die niederträchtige Feigheit des großen, starkgebauten Mannes.

Noch schlimmer ging es bei dem zweiten Vorstandsmitglied, einem jungen eben verheiratheten Maurermeister; dieser erklärte, daß er ja selbst studirt habe auf dem Polytechnikum, und daß einige kleine Ungehörigkeiten schon einmal vorkämen; dafür studirte man. Man sah, wie der Maurermeister stolz war, als er behauptete, er habe selbst studirt.

Als Paul seinem Bruder seine Erfahrungen mittheilte, sagte dieser lachend „Bürgerstolz ist eben in Göttingen nicht zu finden.“

„Warum nicht?“

„Warum nicht? Weil die Bürger hier nicht arbeiten, sondern dienen. Seit hundertundfünfzig Jahren sind die Göttinger Bürger die Bedienten der „Herren Studirenden“ gewesen. Diese Menschen wollen verächtlich behandelt sein.“

„Das ist entsetzlich.“

„Es ist nicht zu ändern; sie sind ja auch nicht die einzigen Bedientenseelen in Deutschland.“

„Und wenn Niemand eine Anzeige macht, so werden die Gesellen nicht bestraft?“

„Wer sollte eine Anzeige machen?“

„Ich werde ein Schreiben aufsetzen an Rektor und Senat, welches die gesammte Wildenschafter unterzeichnet.“

„Ich fürchte, Du wirst wenig Unterschriften bekommen.“

Paul setzte ein Schreiben auf und ging damit zu Ferner; er traf diesen, wie er gerade ein Kollegheft durchlas.

„Ich werde nicht unterschreiben. Du bist ein Narr.“

„Weshalb?“

„Glaubst Du denn, daß das überhaupt etwas nützt? Gegen die Korpsstudenten wird man nichts unternehmen; höchstens wird das Korps suspendirt; nun, dann thun sich die Leute einfach als neue Verbindung auf.“

„Man sollte doch den Versuch machen.“

„Ich sehe nicht ein, weshalb gerade wir den Versuch machen sollen; die andern geht es ja eben so gut an, wie uns.“

Ein zweiter Bekannter war ehrlicher. „Ich muß jetzt mein Examen machen; wenn ich mich an einer solchen Demonstration betheilige, so lassen mich die Professoren durchfallen. Zu jeder andern Zeit würde ich mich selbstverständlich betheiligen, aber jetzt geht es nicht, meine Zukunft steht auf dem Spiel.“

„Aber das ist doch unmöglich!“

„Das ist alles möglich; die Leute haben ihre Verbindungen in den allerhöchsten Kreisen.“

Nur ein einziger von allen Bekannten hatte den Muth, sich zu unterschreiben. „Ich stehe im ersten Semester und bleibe doch nicht hier in Göttingen.“

„Nun, hast Du jetzt gefunden, daß nicht nur die Göttinger Bürger Bedientenseelen sind?“

„Unterschreibe Du wenigstens noch! Mit drei Unterschriften schide ich das Schreiben ab.“

Ferdinand ging aufgeregter in der Stube auf und ab. Endlich sagte er leise: „Paul, ich muß Dir etwas sagen.“

„Ich bin ein Feigling.“ Er warf sich auf das Sopha und weinte. „Ich bin ein ganz erbärmlicher Mensch.“

Paul stand da, halb erstaunt, halb ergriffen von dem Schluchzen des Bruders; und er dachte immer, daß er auch jetzt wieder schauspielerle.

„Ich kann nichts dafür, ich habe es nicht verschuldet. Die Eltern haben mich gegen meinen Willen in die Theologie hineingedrängt, und ich habe nicht den Muth, etwas anderes zu thun. Und da verliert man jedes Selbstbewußtsein und jedes Ehrgefühl.“

„Raffe Dich auf.“

„Ich kann nicht, ich habe Angst.“ Ferdinand stand auf, und mit seinem gewöhnlichen spöttischen Gesichtsausdruck sagte er:

„Ich werde mich hüten zu unterschreiben, das würde mir in meiner Karriere schaden.“

„Wie kannst Du so schnell Deine Stimme und Dein Gesicht ändern?“ Paul war noch immer ganz fassungslos.

„Ich bin eben ein Schauspieler. Ich werde schon mein Examen machen und werde eine Pfarre bekommen und ein Weib heimführen, und mit der Zeit werde ich auch lernen, zu glauben. Es wäre wunderbar, wenn ich nicht lernen zu glauben.“

Diese letzten Sätze sagte er nicht zu Paul, sondern zu sich selbst; er sagte sie in einem triumphirenden Ton, indem er mit den Händen gestikulirend in der Stube auf und ab ging.

„Bist Du wahnsinnig?“

„Ich wollte, ich wäre wahnsinnig. Weißt Du, das ist so hübsch, man hat keine Sorgen, ob man morgen auch zu essen und zu trinken hat, man kann ganz ruhig leben. Nur müßte man ein eigenes kleines Stübchen haben, man müßte nicht in dem allgemeinen Saal liegen. Ich denke mir eine Irrenanstalt in einem früheren Schloß, so ganz mitten im Walde, unter den rauschenden Bäumen, und davor einen See, der ganz schwarz aussieht, weil er so mitten im Walde liegt. Und da müßte ich so ein kleines Stübchen in einem Thurm haben, es müßte aber nur ganz klein sein, wo von außen der wilde Wein hochkletterte und vor mein Fenster wüchse, daß der Sonnenschein nur immer in kleinen Flecken auf meine Stubendiele fiel, so ähnlich wie ein Reg, und wenn sich dann ein Käferchen auf ein Blättchen setzt, so bewegen sich die Flecken und hüpfen hin und her. Sieh, das könnte ich mir tagelang ansehen.“

Paul wußte gar nicht, was er zu diesen wunderlichen Reden sagen sollte.

„Und man wäre da so ganz frei von der Angst.“

Aber als Ferdinand nach seiner Gewohnheit wieder hinausgestürzt war, überkam es Paul ganz sonderbar.

Auch er war ja ein Feigling; er wagte ja nicht ein Schreiben abzugeben; hier hielt er es in der Hand; er brauchte es nur einzupacken und wegzuschicken. Aber er schiedte es nicht weg, denn auch er hatte Angst, er war feige.

Er hatte gehandelt, wie Ferdinand. Auch er hatte sich zur Theologie drängen lassen, und auch er glaubte nicht; er wußte das, obgleich er es sich aus Feigheit noch nicht zu sagen gewagt hatte. Er glaubte nicht, und er würde auch später nie glauben.

Und dabei belog er sich immer noch, und redete sich vor, er sei muthig, er wage den Kampf mit den alten verrotteten Verhältnissen; und das war alles so kleinlich hier, die Gefahr war so gering; und er wagte den Kampf doch nicht.

O, diese erbärmliche Feigheit!

Er war derselbe Mensch wie Ferdinand, nur zwei Jahre jünger.

Es gab ja tausend Entschuldigungsgründe. Er konnte sagen, es nützt doch nichts, wenn eine Beschwerde eingereicht wird; denn das Ereigniß war ja in der ganzen Stadt bekannt, und das Professorenkollegium wußte es so genau, wie die Polizei weiß, daß jeden Sonnabend in einem bestimmten Lokal die Mensuren stattfinden; man ignorirt einfach die Sache. Im Grunde kann auch Rektor und Senat nichts gegen die verrotteten Zustände in der Studentenschaft unternehmen, denn die Zustände, in welchen die Lehrer selbst leben, sind ja ebenso verrotten. Sie leben in demselben Leben der Ungerechtigkeit, wie die Studenten; und wie kann aus der Ungerechtigkeit Wahrheit kommen? Man brauchte nur diese Gestalten anzusehen: der eine ist schon kindisch geworden vor Alter, der andere ist ein stupider Mensch, die meisten sind ganz gewöhnliche Durchschnittsmenschen, die sich in einem vorgeblichen Wissen ausblähen; dieses Wissen ist Schein und Lüge und Ungerechtigkeit, wie alles Andere. Wie kann aus einem Sumpf eine weiße Rose aufblühen, welche ganz rein ist?

Man wird diese Schrift, welche von zweien unterzeichnet ist, einfach ignoriren.

Aber doch sollte er sie abschicken!

Er konnte sich auch sagen, daß die Sache nicht nur nutzlos, sondern auch gefährlich sei. Aber er wußte, daß auch das ihn nicht entschuldigen konnte. Nein, er müßte die Schrift abschicken!

Während dieser Erwägungen überschlich ihn ein unheimliches Gefühl. Er war es nicht gewohnt, seine Seele so nackt zu sehen. Es war ihm, als wenn er zur Mitternacht plötzlich aus dem Bett aufstände und einen großen, vergoldeten Kronleuchter ansteckte und sich nackt vor einen großen Spiegel stellte; das ist grauenhaft.

Dann dachte er wieder, daß ein solcher Zustand des Geistes eine Art Krisis sein müßte, daß er morgen ganz klar und ruhig sein würde und daß seine Unruhe und Qual von heute seinen Geist und seinen Charakter bessern müßte.

Zugleich fühlte er sich stolz darüber, daß er derartige

tiefe Betrachtungen anstellen konnte; das war ein Beweis dafür, daß er geistig höher stand, als tausend andere.

Und wieder qualte ihn das Gefühl, daß im letzten Grunde diese erbärmliche Eitelkeit, dieser Hochmuth, es sei, welcher seine Gedanken lenkte.

Es ist klar: Ich bin feige. Ich wage nicht, das Schreiben abzuschicken. Ich bin auch lägnerisch; ich suche nach andern Gründen für meine Handlung; denn ich bin eitel und hochmüthig und es kränkt mich, wenn ich eingestehen soll, daß ich feige bin.

Eine seltsame Ruhe überkam ihn, als er diese Konsequenz laut vor sich hin gesprochen hatte. Es war ihm, als ob das so sein müßte.

Er war müde; die Füße schmerzten ihn vom Laufen, der Rücken that ihm weh, und er fühlte, wie es sich ihm wie ein schwerer Ring um den Kopf legte. Er steckte ruhig das Stearinlicht an und ging in die Kammer, um sich schlafen zu legen.

Es war wieder spät, als er am andern Morgen aufstand. Auf dem Tisch lag noch das Schreiben. Es stelte Paul, an die Sache zu denken. Das Papier war etwas knitterig geworden, weil er es mehrere Stunden in der Tasche getragen hatte, es sah auch etwas beschmutzt aus von den Fingern, die es angefaßt hatten. Er mochte es nicht berühren, er legte den Arm auf den Tisch und wuschte es mit dem Rockärmel auf den Boden.

Paul lag verwundet in seiner Stube. Sein Kopf hing in einer Vorrichtung, welche verhinderte, daß er irgendwie hart berührt wurde. Der übrige Körper lag in einem harten und unbequemen Bett. Er durfte kein Glied rühren. Nur seine Augen wanderten umher; schwarze, tiefe Augen in einem schneeweißen Gesicht.

Um die Lampe saßen drei Freunde, welche die Krankenwache hielten, und spielten Stat. Das ist so studentische Sitte bei den Krankenwachen. Ferdinand war unter ihnen. Bierflaschen standen auf der Erde und auf dem Tisch. Jedesmal, wenn Einer eine Karte ausspielte, klirrten die Gläser und Flaschen.

Einmal flog durch das geöffnete Fenster ein Nachtfalter in die Stube und umkreiste summend die Lampe. Paul verfolgte ihn mit seinen unruhigen, gespenstischen Augen.

Es war ein sonderbares Bild; diese drei gleichgiltigen, gelben Gesichter um die gelbe Lampe, das allmähliche Uebergehen der Körper in die weiche, sammetweiche Dunkelheit, der Nachtfalter, der als ein schwarzer Punkt in regelmäßigen Zwischenräumen vor der gelben Lampe vorbeiflog, und die gespenstischen, unruhigen, schwarzen Augen in dem weißen Gesicht. Ziel gerade auf dieses weiße Gesicht ein Strahl der Lampe, oder leuchtete es von selbst? Und wie kam es, daß man die sonderbaren schwarzen Augen in der Dunkelheit so deutlich sah?

Paul sprach mit dem Schmetterling. „Sieh, ich fliege jetzt um die Lampe, immer rechts herum, immer rechts, das ist die Hauptsache. So — so fliege ich, siehst du? — Aber das ist doch nicht schön von mir, daß ich so feige bin und so eitel und so verlogen. — Immer rechts herum muß man fliegen. — Ich fliege ja rechts herum; das heißt, ich werde rechts herum fliegen. Jetzt habe ich keine Lust. Sieh, wie könnte ich denn dazu Lust haben, wenn ich ein so gemeiner Mensch bin. Erst sage ich groß und breit: ich schlage mich nicht, ich halte das für falsch, und nachher bin ich zu feige, das auch zu thun, was ich sagte. Nur aus Feigheit habe ich mich geschlagen, weil ich den Spott der Andern fürchtete; denn die würden denken, ich habe Angst vor der Mensur. Aber das verstehst du ja nicht, und es kommt auch nur vom Wundfieber, daß ich so spreche. Ich phantasire ja jetzt. — Ich fliege aber immer rechts herum. — Du kannst ja gar nicht sprechen, schweig doch nur still, das ist ja alles Unsinn, was ich sage. — Das ist alles Unsinn.“

Es war still in der Stube. Die Statspieler sprachen kein Wort, nur die dumpfen Schläge der Hände hörte man, wenn sie ihre Karten ausspielten, und das Klirren der Gläser und Flaschen. In den Zwischenpausen klappte zuweilen ein Baumzweig an den oberen Theil des geöffneten Fensters, durch das eine kalte frische Nachtlust in das Zimmer zog. Zuweilen hörte man auch ein paar Töne von einem fernen Gesang aus einer Studentenkneipe herüberhallen. Es war draußen alles schwarz; einmal zuckte ein Wetterleuchten über die eine Stelle des Himmels.

Ferdinand stand auf und beugte sich über Pauls Kopf.

„Er hat die Augen immer noch offen.“

In diesem Augenblick dachte Paul daran, daß er seine Wunde von einem infizirten Kappir erhalten haben mußte, und daß der Ansteckungsstoff jetzt mit dem Blute durch den ganzen Körper floß, wie in einem dunkeln, weitverzweigten Kanal. Das mußte eigenthümlich aussehen, wie die Sporen in dem rothen Blut durch die engen Kanäle hüpften, in dem rothen Blut, durch die engen, schwarzen Kanäle. Das Blut mußte sich zerlegen. So, wie es war, als der Lanzknecht in die Seite des Herrn stach; Blut und Wasser.

Und plötzlich stand Paul sein alter Religionslehrer vor den Augen, das kleine, bärre Männchen auf dem Katheder, wie es sich die Nägel puhte und sich im Handspiegel besah, und dazu sagte es mit einer quakenden Stimme: „Blut und Wasser kam heraus, das Blut war nämlich unter dem Einfluß der Sonnenhitze bereits zerlegt — was kam heraus, Hille?“

Der eine der Studenten an dem Tische zog sein Bein an; dabei berührte er das Bein des andern.

„Bardon“, sagte er.

„Bitte“, sagte der Andere.

# Die soziale Umwälzung im Spiegel der Dichtung.

## 2. Zeitgeist und Dichter.

B. W. Jeder Veränderung an einer Gruppe von Dingen geht eine Veränderung an einer anderen Gruppe voran; und jeder Veränderung folgt auch eine Veränderung. Die vorangehende Veränderung heißt Ursache, die nachfolgende heißt Wirkung. Gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen, ungleiche Ursachen ungleiche Wirkungen. Diese Gesetze der Ursächlichkeit liegen begründet im Wesen der Vernunft und werden zudem von der gesamten wissenschaftlichen Erfahrung bestätigt.

Auch das menschliche Denken und Fühlen unterliegt natürlich der Ursächlichkeit. Der Geist wird beeinflusst von allem, was den Menschen umgibt, also von wirtschaftlichen und politischen Zuständen, von Wissenschaft und Kunst, von Sitten und Sittlichkeitsanschauungen, von dem gesamten Kulturleben. Da nun ganze Massen von Geistern dem Einflusse desselben Kulturlebens ausgesetzt sind, so bildet sich nach einem der genannten Ursächlichkeitsgesetze innerhalb dieser Massen eine gewisse Gleichheit des Denkens und Fühlens heraus. Ist diese Gleichheit verursacht von denjenigen Kulturbestandteilen eines Zeitalters, welche dieses Zeitalter im Unterschiede zu anderen besonders kennzeichnen, so wird die Einheit der gleichen Gedanken und Gefühle der Geist dieses Zeitalters, der Zeitgeist genannt. Erfährt ein Kulturleben eine wesentliche Veränderung, sei es durch wirtschaftliche Umwälzungen oder durch technische Erfindungen oder durch bedeutende wissenschaftliche Entdeckungen, so ändert sich auch der Zeitgeist. Derselbe ist also gewissermaßen der getreue Schatten der jeweiligen Kultur, soweit diese eine Fortentwicklung über die früheren Zustände bedeutet.

Wird nun ein dichterischer Kopf von einem neuen Zeitgeiste erfüllt, so verfehlt diese Veränderung der Anschauungen des Dichters nicht auf seine Dichtungen zu wirken; dieselben werden in manchen Beziehungen anders ausfallen, wie die Dichtungen der veralteten Zeit, und zwar in einer logischen Beziehung zum Zeitgeiste stehen, eine Eingebung desselben darstellen. Wie diese Eingebung sich vollzieht, ist ersichtlich aus der Entstehung dichterischer Werke, soweit wir dieselbe betrachten haben.

Zunächst ist es klar, daß jeder Umschwung der Kulturverhältnisse die Stoffe, welche von den Dichtern gestaltet werden, abändert; denn weil der echte Dichter vor allem zur Darstellung seiner Erlebnisse sich gedrängt fühlt, wird er die öffentlichen Zustände seines Zeitalters im Spiegel der Dichtung zeigen.

Aber auch die Art, wie ein Stoff dargestellt wird, ist durchaus abhängig von den Kulturverhältnissen, unter deren Einflusse der Dichter steht. Sieht schon überhaupt jeder Mensch die Dinge mit besonderen Augen an, so wird die Art der Betrachtung vollends verschieden sein bei Menschen verschiedener Zeitalter. Denn der Geist sieht in den Dingen keineswegs nur das, was sie den fünf Sinnen sind, sondern auch etwas, das er in die Dinge hineinträgt aus der Welt seiner Anschauungen heraus. Dem Städter z. B. ist ein Aehrenfeld mit viel bunten Blumen darin ein anmuthiges Bild, während dasselbe vom nächtlichen Landmann als ein Opfer des Unkrauts angesehen wird. Jydlische Träumer vor 150 Jahren pflanzten die Wiege als eine Art Eden zu betrachten, darin die unschuldsvollen „Kinder der Flur“, Gräser und Blumen, mit rührender Friedlichkeit wohnen — und der scharfblickende Darwinianer von heute betrachtet dieselbe Wiege wohl als ein Schlachtfeld, auf welchem die Pflanzen untereinander sowie die Thiere untereinander und Thiere wiederum mit Pflanzen den „Kampf ums Dasein“ mit Rücksichtslosigkeit führen. Und während jene Jydlische aus dem vorigen Jahrhundert, die für Tugend schwärmten, den Hirtenstand als einen Bewahrer der Unschuld und Sittlichkeit priesen, erinnert sich vielleicht der heutige Moralist beim Anblicke eines Schäfers an die staustische Thatsache, daß aus diesem Berufe eine ungewöhnliche Anzahl von Verbrechern, insbesondere von Brandstiftern, hervorgeht.

Wie das Schauen des dichterischen Stoffes, so wird auch das Gestalten desselben beeinflusst vom Zeitgeiste. Das Gestalten besteht nämlich, wie gesagt, in einem Herausarbeiten des Wesentlichen; die Frage aber, was an einem Stoffe das Wesentliche ist, wird gar verschieden beantwortet, je nach dem Zeitgeiste, von welchem der Dichter beherrscht wird. Goethe z. B. bevorzugte als Erzähler die Einsicht, daß zum Wesentlichen eines Menschenschicksals die Erziehung gehört; aber er verstand unter Erziehung fast ausschließlich den geistigen Einfluß von Personen und Büchern und hatte kaum eine Ahnung davon, daß der Mensch in erster Hinsicht ein Erzeugniß der sozialen Zustände, insbesondere seiner wirtschaftlichen Lage ist; Goethe gehörte eben einem Zeitalter an, in welchem nur vereinzelte Köpfe die Wichtigkeit der Begriffe „sozial“ und „ökonomisch“ erkannten. Wie ganz anders, als Goethe, gestaltet Zola seine Stoffe! Vom neuesten Zeitgeiste erfüllt, arbeitet dieser, wenn er menschliche Schicksale darstellt, mit besonderer Sorgfalt die einflussreichen sozialen Zustände heraus.

Andere Zeiten, andere Gefühle. Auch dieser Sag dient, und zwar in bedeutendem Maße, zum Verständniß des Einflusses, den der Zeitgeist auf die Dichtungen ausübt. Da nämlich, wie wir gesehen haben, die wesentliche Triebfeder, welche den Dichter zum Dichten treibt, in Leidenschaft, überhaupt in Gefühl besteht, und da das Temperament des Dichters einen hervorragenden Antheil an der Dichtung hat, so wird eine Veränderung auf der Gefühlsseite des Zeitgeistes eine Veränderung der Dichtung

zur Folge haben. So erlitt die Gefühlsseite des Zeitgeistes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Veränderung. Die Rousseau'sche Lösung „Rückkehr zur Natur“ wurde auch zur Lösung des dichterischen Geschmades, nachdem derselbe allzulange von unnatürlicher Künsterei korrumpirt war. Eine grenzenlose Naturschwärmerei beherrschte die Dichtungen der „Stürmer und Dränger“. Einerseits wirkte dieselbe durchaus wohlthätig, indem sie den volksthümlichen Ausdruck und die schlichten dichterischen Formen zu Ehren brachte und der Lesewelt Geschmack an Naturwahrheit einflößte. Andererseits freilich steigerte sie in vielen Gemüthern die Empfindsamkeit bis zur krankhaften Ueberspanntheit. Goethes Roman „Die Leiden des jungen Werther“ ist erfüllt von dieser Empfindsamkeit, welche den Menschen weich bis zur Widerstandslosigkeit, gereizt bis zu thranenvoller Schwermuth, ja bis zum Lebensüberdruße macht. Diejenigen Geister der Werther-Epoche, welche noch unter dem Einflusse des früheren Zeitgeistes, eines Geistes der nüchternen Kritik, standen, vermochten das neudichterische Streben aus der Kulturwelt heraus nach dem Sittlich-Natürlichen nicht zu verfehlen. So verurtheilte Lessing den Werther-Roman auf das entschiedenste und wurde der besseren Dichtung „Göz von Berlichingen“ nicht gerecht. Und der um die deutsche Literatur verdiente Adelung schrieb noch im Jahre 1783: „Entweder hat Oberfachsen den guten (!) Geschmack von 1740—1760 (er meinte den Geschmack der nüchternen Wasserpoeten) gänzlich verfehlet, oder die Wege, welchen man seitdem in den Provinzen (d. h. durch Goethe, den Frankfurter, und Schiller, den Württemberger) gefolgt ist, sind Abwege und Verirrungen.“ Wir andererseits, die Kinder eines Zeitgeistes, welcher für Wahrhaftigkeit schwärmt, ohne die Natur empfindsam zu vergöttern, wir würdigen folgerichtig das Streben der „Stürmer und Dränger“ nach Naturwahrheit, lächeln aber spöttisch über jenen weichherzigen Werther, welcher allzu oft sein Schnupstuch herausholt, um die überfließenden Thränen der Nüchternheit zu trocknen. Wie gesagt, andere Zeiten, andere Gefühle. — Eine Epoche, welche von atheisistischem Geiste stark erfüllt war und sich übermäßig an der Kultur der alten Griechen begeisterte, brachte Gedichte hervor, wie Schillers „Götter Griechenlands“. Hätten unsere Vorfahren, die frommen, von Maria und Jesus singenden Kreuzfahrer, ahnen können, daß dereinst das deutsche Volk solch gottlose Dichter als die ersten Geister der Nation betrachten würde, sie hätten sich entsetzt. Welch eine Wandlung im dichterischen Fühlen! — Und die Träumerei der romantischen Dichter zu Anfang unseres Jahrhunderts, erklärt sie sich nicht einigermaßen aus dem Geiste einer Zeit, welche den Bürger nicht theilnehmen ließ an der Gestaltung öffentlicher Angelegenheiten und dem natürlichen Thätigkeitsdrang auch im wirtschaftlichen Leben keine völlige Ableitung gab? Und ist die Romantik nicht weiter verständlich als eine Gegenwirkung gegen die marmoralt, gottlose und nationalitätslose Dichtung der vom Altgriechischen erfüllten Schiller und Göthe? Das Gemüth vieler Bürger fühlte sich nicht befriedigt von einer Poesie, welche sich mehr und mehr von der deutschen Volkspoesie entfernte und in eine rein formschöne Kunstpoesie auszuarten drohte. So verlangte man nach mehr Phantasiegehalt, nach mehr Stimmungsschwelgerei, nach einem volksthümlichen Ausdruck, wie ihn das Volkslied und die Volkserzählung hat. Und diesen Geist glaubte man zu finden im Dichten und Leben des Mittelalters. Begünstigt wurde die romantische Stimmungsträumerei und Phantasterei noch durch die Philosophen Fichte's und Schelling's, welche viele Geister zu einer Verherrlichung der Subjektivität und Willkür, zu einer Nichtachtung der wirklichen Welt brachten. — Wie sich die Tendenzdichtungen der Befreiungskriege und der politischen Revolution erklären aus dem Geiste der damaligen Zeiten, braucht wohl nicht auseinanderzusetzen zu werden.

Die angeführten Beispiele werden genügen, um zu beweisen, daß die Dichtungen eines Zeitalters stark beeinflusst werden vom Geiste dieser Zeit.

## Der untergehende Kleinbetrieb.

Für die Erkenntniß der Begleiterscheinungen des Ueberganges der älteren Kleinbetriebsformen zur Großindustrie, für deren Darstellung bereits Marx die Bekleidungsindustrie, darunter auch die Schuhwaaren- Erzeugung, in England als Beispiel gewählt hat, hat der lehrerhaftete Bericht der englischen Fabriks- und Werkstätteninspektion einiges beachtenswerthes Material geliefert, weshalb wir hier seiner etwas gedenken wollen.\*)

Vor Allem ist daraus bemerkenswerth, daß sich ein offizieller Inspektor veranlaßt sieht, die großen Fortschritte in der fabrikmäßigen Erzeugung von Schuhwerk hervorzuheben, und die Ansicht ausspricht, daß der handwerksmäßige Schuhmacher in großem Maßstabe verschwinden wird. „Der Schuhmacher dürfte bleiben, aber nicht der Schuhmacher.“ Gegenwärtig, fährt der Inspektor fort, wird ein großer Theil der Arbeit an kleine Werkstätten hinausgegeben; aber es zeigt sich jetzt eine andere Aenderung im Geschäftsbetrieb, das ist die wachsende Tendenz, die Arbeit zu konzentriren, nämlich sie zusammenzufassen in Fabriken und großen Werkstätten. Viele Firmen haben ihre Räumlichkeiten so ausgedehnt, um den größten Theil der Arbeit unter ihren eigenen Augen zu richten zu haben. Selbst die sogenannten Riveters (welche die Sohlen mit Nägeln oder Nieten anheften), die ge-

wöhnlich zu Hause arbeiteten, werden zu ihrer Arbeit in die Fabrik einberufen. Da die Arbeit ungemein getheilt ist und ein Stiefel durch eine Reihe von Händen geht, wird eine ungeheure Summe von ungelernter Arbeit benötigt. Dies erklärt die große Zahl von Halbzeilern. . .

Die wirtschaftliche Lage der Arbeiter stellt sich nach derselben Quelle nicht gerade schlecht; hingegen macht sich wegen der Leichtigkeit des Erlernens einer der so spezialisirten Verrichtungen ein frühes Selbständigwerden der jungen Leute und damit eine Veneignetheit zu vorzeitigen (?) Heirathen geltend, welche ihrerseits die physische Beschaffenheit der Bevölkerung in ungünstiger Weise beeinflussen, so zwar, daß ein Fabrikant die Ansicht ausspricht, die „Masse sei in Verfall begriffen.“)

Ein Beispiel dieser frühen Selbständigkeit erzählt der Inspektor übrigens selbst. Ich kenne einen Knaben von 13 1/2 Jahren, sagt er, welcher für eigene Rechnung Arbeit von der Fabrik übernimmt, sich einen Arbeitsplatz oder richtiger einen Stuhl in einer Werkstätte mietet (deren Eigentümer mit ihm weiter nichts zu thun hat), wofür er 3 d. in der Woche zahlt. Er verdient sich sein Geld und steht unter keiner Leitung, was die Arbeit betrifft, welche die eines Riveter ist. Bei der Trägheit des Geschäftsganges hat er noch nie 6 s. (6 Mark) in einer Woche „gemacht“. Richtig ist, daß er gegenwärtig zu Hause wohnt und seinen Verdienst der Mutter abliefert, aber in 18 Monaten oder dergleichen wird er vermuthlich sich sträuben, das zu thun. Er wird ihr so und so viel für die Verpflegung zahlen und unabhängig werden. Bevor er fünfzehn Jahre zählt, wird er wahrscheinlich selbst ein Arbeitgeber werden dadurch, daß er einen Halbzeilern mietet, um den Verkehr mit der Fabrik (Abholen der Waare, Abliefern u. s. w.) zu besorgen. Ich habe mehrere Knaben von 15 oder 16 Jahren gefunden, die Halbzeilern beschäftigen. . . Diese Bemerkungen rühren her von Mr. Blenkinsopp, dem Inspektor für Bedford, Huntingdon, den Norden von Northamptonshire, Rutland und den südlichen Theil von Lincolnshire; in seinem Bezirk liegen zahlreiche, durch die Schuhwaarenfabrikation hervorragende Orte.

Ueber diesen Industriezweig handelt aber auch ein Bericht des Mr. Lakeman und zwar in Betreff des in letzter Zeit vielgenannten Ost-End von London. Dieser sagt unter Anderem über die großstädtische Betriebsweise: „Das industrielle Leben, welches sich uns hier darbietet, steht in einem traurigen Gegensatz zu dem in der City, denn nicht bloß sind die meisten Werkstätten dieses Namens unwürdig, sondern scheinen auch Arbeiter und Arbeitgeber in den ärmlichsten davon an gar nichts Besseres gewöhnt zu sein; sie sind bedürftig, unausgebildet und lärglich bezahlt, denn ebenso wie in anderen Geschäftszweigen hat die Billigkeit die Konkurrenz gebracht, die Konkurrenz aber hat die Erfindung von Maschinen hervorgerufen, welche auf jeden Theil der Schuherzeugung erstreckt wurden. Die Arbeitstheilung ist auf's Aeußerste entwickelt, deshalb muß rasche und billige Arbeit folgen, das Sweating (Schwitz-) System ist gerade so angewendet wie beim Schneidergewerbe. . . Das Geschäft ist entartet und die Arbeiter haben keinen Anreiz zur Angewöhnung von Sparsamkeit oder großer Selbstachtung, man wäre geradezu überrascht, wenn man den Zustand von einigen Werkstätten und die in dem zu engen Raum hinter den Häusern errichteten Hütten aus Holz sähe, wo Menschen arbeiten. . . Von März bis November geht die Arbeit gut, aber für den Winter kann nicht viel vorgekehrt werden. . . Die Löhne sind in den letzten fünf Jahren von Jahr zu Jahr gefallen. Jüdische Arbeitgeber sollen drücken und nicht annehmen, das gewöhnliche Argument für die Unterwerfung unter jedwede Bedingung anzuwenden: Wenn Sie es nicht um diesen Preis thun können, so lassen Sie es, es giebt übergenug, die es wollen. . .“

Zu mehrfacher Hinsicht interessant sind auch die Beispiele über die Höhe des Verdienstes von Sweatern (Schwitzmeistern, Zwischenaussbeutern) und ihren Arbeitskräften, die Mr. Lakeman beibringt; der Werth der Angaben wird dadurch wesentlich gesteigert, daß sie unmittelbar den Lohnlisten entnommen wurden. Wir heben aus ihnen ohne weitere Auswahl das Folgende heraus: „Eine Frau beschäftigt vier andere mit gewöhnlicher Arbeit als Näherinnen von Obertheilen; nach Zahlung der Löhne bleiben ihr von der ganzen Einnahme nur 15 Mark für die eigene Arbeit, Gewinn und Miethzins für den Arbeitsraum.“ Oder ein anderes: „Fünf Frauen können auf der Maschine 9 Duzend ordinäre oder 7 Duzend Obertheile mittlerer Qualität herstellen, rechnen wir also 9 Duzend zu 1 Mk. 25 Pf., so bekommen wir in sechs Tagen 67 1/2 Mk., davon ab der Lohn für die vier Arbeiterinnen zu 9, 10, 12 und 13 Mark, zusammen 44 Mark, so erhält die Arbeitgeberin für sich selbst als Lohn und Miethzins 23 1/2 Mark.“

Wir wollen schließlich noch eine dritte Stelle aus dem Berichte zitiren, sie rührt von dem Inspektor Major Beadon her. Er schreibt: „Bei der Stiefel- und Schuherzeugung ist eine große Zahl von Männern und einige Knaben, Frauen und Mädchen zu Portsmouth, Southampton u. s. w. beschäftigt. Einige arbeiten in Fabriken, während eine große Zahl die Arbeit nach Hause nehmen. Maschinen stehen ausgiebig in Verwendung, doch wird die Zeit wahrscheinlich niemals kommen, in welcher ein Maschinistiefel in Bezug auf Haltbarkeit oder Bequemlichkeit verglichen werden kann mit einem durch Handarbeit erzeugten. . . Man sagt mir, daß ein guter Handarbeiter

\*) Nach Dr. Mataja in den Bernerstorfer'schen Deutschen Worten.

\*) Diese Verfallung rührt doch wahrscheinlich von der zu frühen und zu anstrengenden Arbeit her, aber nicht von einer geordneten Ehe.

mehr Geld verdienen kann als ein Maschinenarbeiter, was zum Theile darauf zurückzuführen ist, daß Handarbeiter von Jahr zu Jahr seltener werden. Eine der bemerkenswertheften Erscheinungen in diesem Industriezweig ist die Thatfache, daß sehr wenig Knaben jetzt in die Lehre für Handarbeit gegeben werden. Dies rührt zum Theile von der großen Steigerung des Gebrauches von Maschinenwaare und der daraus entspringenden Abnahme von Handarbeits-Unternehmern her. Ebenso haben Eltern und Knaben fast einen Abscheu vor dem Gewerbe, da die erforderliche Haltung ungesund ist, die Werkstätten sehr beschränkt und die Arbeitsstunden sprichwörtlich lang sind; aber die Fabrikgesetzgebung ist dazwischen getreten, und alle diese Einwände sind beseitigt oder auf ein Minimum reduziert worden; und wenn Eltern, wie es oft geschieht, mich um Rath fragen, welchem Gewerbe sie einen Knaben zuführen sollen, so sage ich ihnen, sie sollen ihn bei einem handwerksmäßigen Schuhmacher in die Lehre geben, wenn sie einen finden können, welcher sich mit Jungen plagt will, denn ein Mann, der Handwaare zu machen versteht, wird bald in der Lage sein, sehr hohe Löhne fordern zu können. Der vorerwähnte Mangel macht sich von selbst fühlbar und eingeständenermaßen wird die Klasse der Handschuster sehr bald ausgestorben sein."

### Demokratisierung des Eisenbahnwesens.

Eine vollständige Aenderung der Personentariife bei den Eisenbahnfahrten ist neuerdings vielfach empfohlen worden und da es sich hier um Reformen handelt, die in unser ganzes Leben tief eingreifen würden, so wollen wir einmal kurz nach der „Frankf. Ztg.“ die Angelegenheit berühren. Die „Frankf. Ztg.“ knüpft dabei an ein kürzlich erschienenen Buch von Eduard Engel\*) an.

Die Art, wie Engel in seiner Einleitung dem alten Einwurfe begegnet, daß über Personalbeförderung und Tarife nur „Fachleute“ missprechen dürften, läßt an Blindigkeit nichts zu wünschen übrig:

„Ich berufe mich für meine Fachmannschaft nicht bloß auf die 10—12 000 Kilometer Eisenbahnfahrzeit, welche ich seit etwa 10—12 Jahren alljährlich zurückgelegt habe. . . Ich berufe mich besonders auf den nicht ganz gleichgiltigen Umstand, daß ich leider die Gewohnheit habe, meine Reisen aus eigener Tasche zu bezahlen, während die Herren Eisenbahndirektoren das meist nicht thun. . . Ich habe belächelt nichts gegen den „Fachmann“. . . Ein Schneider versteht sich vom Schnitt eines Rockes mehr als ich; darüber jedoch, ob der von ihm gefertigte Rock mir zu eng ist, mir die Achselhöhle schmerzhast umschneidet, entscheide ich als Fachmann, nicht der Schneider.“

\*) „Eisenbahnreform“. Von Eduard Engel. Jena, Hermann Costenoble. 1888. 8°. 218 Seiten.

So Engel. Man kann ihm also das Lob geschickter Behandlung der einschlägigen Fragen nicht abprechen.

Die Hauptforderung zur Demokratisierung des Eisenbahnverkehrs, welche jene neueste Bewegung zu Tage gefördert hat, besteht darin, daß für die Personenbeförderung die noch immer in erstaunlicher Intensität herrschende Dunttschichtigkeit der deutschen Eisenbahntarife beseitigt und an ihre Stelle ein Einheitsstarif mit Zonenunterschieden, wie für die Brief- und Paketbeförderung, gesetzt werde. Auch für Briefe und Pakete zahlte man bekanntlich früher die aller verschiedensten Beförderungspreise, je nach der Meilenzahl. Jetzt zahlt man bei Briefen einen gleichen Preis, bei kleineren Paketen nur zwei verschiedene Preise (unter 10 Meilen, über 10 Meilen). Ähnlich soll es nun für Personen bei Eisenbahnen geschehen.

In Preußen würde sich ja das Staatsbahngesetz bereits trefflich zur Probe eignen. Für das ganze deutsche Reich führt die Reformforderung selbstverständlich zu der andern, daß sämtliche Schienenwege zu Reichseisenbahnen gemacht werden.

Wegen der Einzelheiten des Zonenstystems muß man sich an das Engel'sche Buch halten; jede Fahrt innerhalb einer der drei für Deutschland geplanten Eisenbahnzonen würde in derselben Wagenklasse gefahren, denselben niedrigen Einheitspreis kosten, ganz gleich nach welchem näheren oder entfernteren Orte sie sich richtete. Alle jetzigen Retour- und Rundreisebillets kämen dafür in Wegfall.

Bezüglich der Wagenklassenunterschiede strebt Engel das amerikanische System an; es soll mit der Zeit möglichst nur eine Klasse geben, so, wie jetzt bei uns schon auf der Pferdebahn.

Die Frequenz der Eisenbahnen würde sich nach Engel in Folge der Vereinfachung aller Einrichtungen und der Verbilligung mindestens ebenso steigern, wie die Benutzung der Briefpost seit Einführung des einheitlichen Portos mit Zonen für Briefe, Drucksachen und Pakete.

Eine bemerkenswerthe Beachtung haben die Engel'schen Ausführungen übrigens vor Kurzem direkt von amtlicher Stelle erfahren. Um einmal den oft gehörten Haupteinwand gegen den Einheitsstarif, der Furcht vor einem verhängnisvollen Einnahmeausfalle, auf den Grund zu kommen, hat die Generaldirektion der bayerischen Eisenbahnen mit Benutzung einer Uebersicht über die innerhalb einer bestimmten Zeit wirklich verkauften Billets ausrechnen lassen, wieviel sie eingenommen haben würde, wenn der Reformtarif schon bestanden hätte. Das Ergebnis war, daß statt der wirklich eingenommenen 24 Mill. Mark aus dem Personenverkehr 17 Mill. eingenommen wären. Die Einbuße hätte also beim Gleichbleiben aller Verhältnisse nicht allzu viel betragen. Engel meint aber, daß sich nach der Reform der Verkehr viel höher steigern würde, als dieser Ausfall beträgt. In Bayern wären nach dem Obigen nur 29 Prozent Steigerung notwendig; in England stieg nach Einführung des Pennyportos im Jahre 1840 der Briefverkehr um mehr als 120 Prozent.

Deshalb ist es nicht zu verwundern, daß der preussische Eisenbahnminister von Rappach neulich im preussischen Abgeordnetenhaus sich durchaus nicht so absprechend über die Eisenbahnreform äußerte, wie z. B. der konservative Graf Limburg-Sturum, welcher der Angst seiner agrarischen Genossen vor der „sozialen Umwälzung“ durch den Reformtarif Ausdruck gab. Die Herren Großgrundbesitzer im preussischen Döken haben bekanntlich jetzt schon die Eisenbahnen angegangen, die billige Beförderung von Arbeitern einzustellen. Am liebsten behielten sie die arme Bevölkerung zu den

jetzigen Hungerlöhnen unter ihrer Fuchtel, ohne die Konzessionen an eine menschenwürdigeren Behandlung der Arbeiter machen zu müssen, die ihnen auf dem letzten Berliner Agrarierkongresse von einem Kollegen ans Herz gelegt wurden.

Der preussische Eisenbahnminister gab offen zu, daß ihn unser jetziges Personentarifsystem auch nicht befriedige, und daß die Reformvorschläge bereits zu Verhören reif seien; er betonte nur, daß ihn weniger sachliche, als formelle Bedenken noch hinderten, da die Eisenbahnverwaltungen des Kontinents durch gegenseitige Abmachungen gebunden seien und darauf geachtet werden müsse, die internationale Entwicklung des Tarifwesens nicht zu stören. Die Ueberwindung solcher Widerstände wird natürlich nicht so leicht sein, aber man sieht doch bereits, wie die Frage der Reform überall auftaucht.

### Bereine und Versammlungen.

**Große Volksversammlung für Reinickendorf** und Umgegend am Sonntag, den 24. März, Nachmittags, präzis 1 Uhr, im Restaurant Budewitz, Hausstr. 4. L. O.: Vortrag des Herrn Bogherr. Diskussion. Gründung eines Wahlvereins für Reinickendorf und Umgegend.

**Fachverein der Buchbinder** und verwandten Berufsgenossen. Versammlung am Montag, den 25. d. M., Abends 8 1/2 Uhr im Vereinslokal, Louisenstädtisches Klubhaus, Ammenstr. 16, I.

**Verband deutscher Zimmerleute** Lokalverband Berlin West und Umgegend. Versammlung am Montag, den 25. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Sange's Salon, Steglitzerstr. 27. Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Glöck. 2. Verschiedenes. 3. Fragekasten.

**Freie Vereinigung der Zuschneider**, Vorrichter und Stepper. Heute Sonnabend, den 23. d. M.: Alte Jakobstraße 83 bei Meyer: Mitgliederversammlung.

**Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter** (E. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin 2. Mitgliederversammlung am Sonntag, den 24. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Sanssouci, Kottbuserstr. 4a., oberer Saal.

**Allgemeine Kranken- und Sterbekasse der Metallarbeiter** (E. S. 29, Hamburg). Filiale Berlin 8. Sonnabend, den 23. d. M., Abends 8 Uhr, bei Gottschall, Badstr. 22. Versammlung. Vortrag des Herrn Paul Ernst. Gäste haben Zutritt.

**Verein zur Wahrung der Interessen der Schuhmacher** und verwandten Berufsgenossen Berlins. Versammlung am Dienstag, den 26. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, in Jordan's Lokal, Neue Grünstr. 28. Vortrag des Herrn Dr. Wille.

**Tischler-Verein**. Mitgliederversammlung am Sonnabend, den 23. d. M., Abends 9 Uhr, im Konzerthaus Sanssouci, Kottbuserstr. 4a. Vortrag des Herrn Dr. Wille.

**Fachverein der Rohrleger**. Sonntag, d. 24. d. M., Vorm. 11 Uhr, bei Feuerstein, Alte Jakobstr. 75, Versammlung.

**Fachverein der Kernmacher** und verwandten Berufsgenossen Berlins und Umgegend. Versammlung am Sonnabend, den 23. d. M., Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Gnadt, Brunnenstr. 38. Vortrag des Herrn Gnadt.

**Fachverein der Formner** und verw. Berufsgenossen. Sonntag, den 24. d. M., Vorm. 10 1/2 Uhr, im Lokal des Herrn Deigmüller, Alte Jakobstr. 48a. Versammlung.

Soeben erschienen und durch mich zu beziehen:  
**Spaziergänge eines Atheisten.**  
Ein Pfadweiser zur Erkenntnis der Wahrheit.  
Polenisches und Mademisches von Ferdinand Social.  
Preis Mark 1,20.  
Nach auswärts gegen Einsendung von Mark 1,40 in Briefmarken franko.  
**S. Langer, Buchhandlung,**  
Chemnitz, Brühl- u. Linienstr.-Ecke.  
Borrätzig:  
Berliner Arbeiterbibliothek Heft 1—3.

**Reiferhandlung.** Billige Reifer z. Einfeggen, Anzüge, sowie z. kleinen u. großen Hosen. — **Ganzkleider, Plüsch, Sammet, Atlas, Spitzen** u. **Karfe, Laufsteg Platz 1.**

Empfehle meine **Glaserei, Spiegel- und Bildereintrahmung.** Verkauf von **Bildern bewährter Volksmänner.** Bestellungen nach Auswärts werden prompt besorgt.

**Carl Scholz,**  
Glasmeister,  
Wraugelstraße 32.

**Restaurant**  
**Rud. Wendt**  
116 Dresdenerstrasse 116  
zwischen Oranienplatz u. Bukowerstr.  
Borzügliches Weiß- und Bairisch-Bier.  
Speisen in großer Auswahl.  
Arbeitsnachweis für Tischler, Schlosser, Maler, Drechsler und Buchbinder.  
Billard und Regalbahn zur Verfügung.

**Cigarren u. Tabake**  
reichhaltiges Lager  
von  
**C. Klein.**  
15. Ritterstraße 15.  
Daselbst Zahlstelle der Gärtnerei u. Bronceur (E. S. 60.)

**Polstermöbel**  
einfach und elegant. Nur reell gearbeitet, auch gegen Theilzahlung billigt, halte stets vorrätzig.  
Jede vorkommende Tapezierarbeit, ob alt oder neu, wird prompt ausgeführt.  
**C. Wildberger, Tapezierer,**  
Kommandantenstr. 60.  
**Ehrenerkklärung.**  
Die am 24. v. J. in öffentlicher Tapezierer-Versammlung gegen Herrn W. Gräfel ausgesprochene Beleidigung nehme ich hierdurch zurück.  
**H. Sander.**

Am heutigen Tage eröffne ich ein  
**Cigarren- und Tabakgeschäft.**  
**Mathilde Willschke,**  
SW., Junkerstraße 1.  
Bitte mich in meinem Unternehmen zu unterstützen.  
Die seit 1877 bestehende, weitbekannte  
**Uhrenfabrik**  
von  
**Max Busse**  
157. Invaliden-Strasse 157,  
neben der Markthalle,  
verkauft jetzt **sämtliche Uhren zu bedeutend herabgesetzten Preisen.** Für jede Uhr wird reelle Garantie geleistet.  
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von  
**Gold-, Silber-, Granaten- u. Korallenwaaren**  
zu **fabelhaft billigen Preisen.**  
**Spezialität: Ringe.**  
Reparaturen an **Uhren** und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

**Gesucht wird:**  
event. leihweise, je 1 Portrait von Ferd. Lassalle, Karl Marx, Max Kayser, W. Dajaclevier, Kabinetformat, gut und deutlich ausgeführt, zur Reproduktion geeignet, möglichst Brustbilder.  
Offerten erbeten an **A. Hoffmann,**  
Halle a. Saale, Gr. Klausstraße 35.

**W. Koennecke,**  
120 First Avenue, New-York.  
Newsdealer and Publisher.  
(Zeitungs- und Buchhandel.)

**Mittwaida i. S.**  
Abonnements auf die „Berliner Volks-Tribüne“ und die „Arbeiterbibliothek“ nimmt entgegen  
**C. Beschel, Schuhmacher, Weberstr. 738.**  
NB. Gleichzeitig erlaube ich meine geachteten Abonnenten, bis spätestens zum 15. jedes Monats abzurechnen, weil ich sonst keine Zeitung mehr ausgeben.

**Verein zur Regelung der gewerblichen Verhältnisse der Töpfer Berlins.**  
**Der Arbeitsnachweis**  
befindet sich Klosterstraße 98 im Lokale des Herrn Peterjohn (Firma Pettig). Die Arbeitszuweisung ist unentgeltlich, auch an Nichtvereinsmitgliedern und geschieht an Wochentagen von 7—9 Uhr Abends, Sonntags von 10 bis 12 Uhr Vormittags.

**Hannover.**  
Allen Kollegen zur Nachricht, daß sich unser **Arbeits-Nachweis** nur Bergstraße Nr. 9 in der Herberge befindet, und ist derselbe geöffnet an den Wochentagen von 7 1/2—8 1/2 Uhr Abends und Sonntags Vormittags von 10—11 Uhr.  
Wir eruchen daher alle Kollegen, welche nach hier zugereist kommen, sich nur an obige Adresse wenden zu wollen.  
**Die Arbeits-Nachweis-Kommission der Tischler-Gesellen Hannover-Linden.**  
**Für Naumburg a. Saale**  
nimmt Unterzeichneter Abonnements auf die **„Berliner Volks-Tribüne“** entgegen.  
**L. Knauer, Schneidermeister,**  
Große Reustr. 3.  
**Berlin, Norden.**  
Die pünktliche Zustellung der **„Berliner Volks-Tribüne“**, der **„Berliner Arbeiterbibliothek“**, sowie sämtlicher Arbeiterchriften übernimmt  
**H. Rasche, Wiesenstr. 8.**  
Eine freundl. Schlafstelle z. Alleinbewohn. Brügelstr. 26, v. 4 Tr., bei Seering.

**Verlag von E. Jensen & Co.,**  
Hamburg.  
**Fachzeitung der Drechsler und Gewerksgegnossen.** III. Jahrgang. Organ der allgemeinen Kranken- und Sterbekasse der deutschen Drechsler und deren Berufsgenossen. — Organ der Vereinigung der Drechsler Deutschlands. — Erscheint monatlich 2 mal, am 1. und 15. Seit 1. Januar 1889 in größerem Format. Monatlich eine kunsttechnische Beilage. Preis vierteljährlich 80 Pfg.  
**Deutsche Gärtner-Gehülfen-Zeitung.** I. Jahrgang. Organ des Vereins zur Hebung des Gärtnerstandes, Hamburg-Altona. Erscheint monatlich 2 mal, am 5. und 20. Preis vierteljährlich 60 Pfg.  
**Der Gerber.** IV. Jahrgang. Organ des Zentralvereins deutscher Gerber und Lederzurichter. — Organ der Zentralfranken- und Sterbekasse deutscher Gerber und Lederzurichter. Erscheint monatlich 2 mal, am 10. u. 25. Preis vierteljährlich 80 Pfg.  
**Der Kupferschmied.** IV. Jahrgang. Organ des Unterstützungsvereins der Kupferschmiede Deutschlands. Erscheint monatlich 2 mal, am 1. und 15. mit technischer Beilage. Einziges Organ für dieses Gewerbe. Preis vierteljährlich 1 Mark.  
**Deutsche Mechaniker-Zeitung.** III. Jahrgang. Organ des Verbandes Deutscher Mechaniker u. verw. Berufsgenossen. Erscheint monatlich in großem Format 2 mal am 5. und 20. Vierteljährlich 1—2 mal techn. Kunstbeilage. Preis viertel. 1 M.  
**Allgemeine deutsche Sattlerzeitung.** III. Jahrgang. Organ der Zentralfranken- und Begräbnis-Kasse der Sattler und Berufsgenossen. Erscheint monatlich 1 mal mit techn. Kunstbeilage. Preis viertel. 80 Pfg.  
**Fachzeitung für Schneider.** II. Jahrgang. Organ des Kranken-Unterstützungsbundes der Schneider. — Organ des Verbandes deutscher Schneider. — Erscheint wöchentlich einmal, Sonnabends. Seit 1. Jan. 1889 in großem Format. Vierteljährl. 2 techn. Kunstbeilage. Preis vierteljährl. 1 M. Bei direkter Einzelerwerbungen 1 M. 40 Pfg.  
**Zeitschrift der Zimmererkunst.** VII. Jahrgang. Organ des Verbandes deutscher Zimmerleute. — Organ der Zentralfranken- und Sterbe-Unterstützungskasse der deutschen Zimmerer. Erscheint monatlich 1 mal am 1. 2 1/2 Bogen. Preis vierteljährl. 75 Pfg.  
Sämtliche Blätter sind durch alle Postanstalten und Buchhandlungen zu beziehen. Wir bitten um gefl. Agitation für obige, streng im arbeiterfreundlichen Sinne redigierten Blätter.  
Probenummern zur Agitation bitten zu verlangen  
**E. Jensen & Co., Verlag,**  
Hamburg.  
Arbeiterblätter werden freundlichst um Abdruck gebeten.